

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltende u. lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-297532](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-297532)



Unterhaltende u. sehrreiche Geschichten

Etwas über Ertrinken, Erfrieren und Hängen.



Die „Löwen“ zu Vietighausen saß der Hinkende hinter seinem Schoppen und machte ein trübliches Gesicht, als wäre ihm nicht recht juß.

„Was habt Ihr, Hinkender,“ sagte der Löwenwirth, und setzte sich zu ihm, „Ihr machet ja ein Gesicht, als hättet Ihr Spinnen gefressen. Ich bin so etwas gar nicht an Euch gewöhnt! Oder schmeckt Euch mein Rothe nicht?“

„Behüte,“ sagte der Hinkende, „so lange es Kalbsbraten gibt, bin ich den Spinnen nicht gefährlich, ob schon eine fastige Kreuzspinne auch nicht übel schmecken soll. Aber was Euren Rothen betrifft — gebt mir lieber einen Schorpen Markgräfler.“

„Was,“ sagte der Löwenwirth mit beleidigter Würde, „ist mein Affenthaler nicht erquisit?“ Er hatte das „Erquisit“ vom Lehrer aufgeschnappt und gebrauchte es regelmäßig, um seinen Wein herauszustreichen. „Ist mein Affenthaler nicht erquisit? Oder schmeckt er etwa nach dem Fasse? oder hat er einen Erdgout?“

„Er schmeckt nicht nach dem Fasse und hat keinen Erdgout, aber er schmeckt nach Blut.“

„Was,“ schrie der Löwenwirth und rückte sein Lederfäppchen auf's Ohr, „nach Blut? Seid Ihr geschossen, Hinkender?“

„Zeit die Franzosen bei Mentana fliehende Menschen wie gehebtes Wild zusammengeschossen haben, mag ich keinen rothen Wein mehr sehen und wäre es vom Besten. Ich meine ich müßte Blut saufen. Gebt mir Markgräfler.“

Draußen auf der Gasse wurden Stimmen laut,

Springen und Laufen vieler Menschen. Gleich darauf klopfte es an das Fenster.

„Was gibt es?“ rief der Löwenwirth auf die Straße hinaus

„Ist der Bürgermeister nicht da?“

„Nein, s'ist Niemand da als der Hinkende.“

„Auch recht. Er soll gleich kommen; s'hat ein Unglück gegeben.“

„Ein Unglück? Ho, was?“

„Der Haidebauer von Umpfenbach, er hat sich erkrankt; hinten im Mühlbach bei der Hammerschmiede!“

„Jesus Christus,“ rief der Löwenwirth und schlug die Hände zusammen, „hab' mir's halb gebacht, er werde sich ein Leids anthun; hat er doch gestern gethan wie ein Narr.“

Der Hinkende war hastig aufgestanden, hatte Hut und Stoc genommen und war der Thüre zugehinkt.

„Habt Ihr Hoffmann'sche Tropfen, Löwenwirth? Gut, dann gebet sie her, laßet auch Thee heiß machen und schickt ihn hinaus an die Hammerschmiede. So, und jetzt kommt mit, Löwenwirth, Ihr könnt mir unterwegs erzählen, was es mit dem Haidebauer für eine Bewandniß hat. Ein Narr, sagt Ihr?“

„Ja, gestern war er bei mir und hat getobt und geflemt, und ich habe da schon gemeint, er wolle in's Wasser springen. Er ist aber nicht dazu gekommen, weil er sich in seinem Herzeleid einen Nauch getrunken hat. Hinten in meiner Scheuer hat er ihn ausgeblasen.“

„Ah so,“ sagte der Hinkende, „ich erinnere mich. Dem Mann ist vor 4 Wochen seine Frau gestorben, hat er sich das so sehr zu Herzen genommen?“

Der Löwenwirth verzog das Gesicht; er hätte gerne gelacht, so aber schickte es sich nicht in diesem Augenblicke.

„Behüte, deswegen springen unsere Bauern nicht ins Wasser. Aber in Umpfenbach ist die Viehseuche ausgebrochen, und vor 2 Tagen haben sie ihm all sein Vieh todtgeschlagen. Vier Kühe und zwei Ochsen; das hat ihm den Herzstoß gegeben.“

Auf der Wiese bei der Hammerschmiede war das halbe Dorf versammelt. Die Weiber liefen schreiend und heulend durcheinander, die Kinder krafelsten, die Männer standen in Gruppen zusammen, und um einen Punkt am Ufer des Mühlbaches drängte sich ein Knäuel Menschen, denn hier lag die leblose Gestalt eines jungen kräftigen Bauern, bleich und triefend von Wasser. Der Müllerknecht hatte ihn eben aus dem tiefen Mühlbach gezogen. Der Barbier Peter-Fritsch — heute Doctor Peter, denn es war Sonntag — leitete die chirurgischen und verschiednen anderen Operationen, mit denen man versuchte, den Verunglückten wieder in's Leben zurückzurufen, und der Hansfrieder und der Eisenmarte unterstützten ihn als Assistentenärzte. Der Rathschreiber aber überwachte als Urkundsperson die ganze Operation.

Oben hatte man den leblosen Körper auf den Kopf gestellt; der Steffenmarte und der Hansrieder hielten ihn schwebend an den Beinen und schwenkten ihn hin und her und der Doctor Peter knietete ihm Brust und Bauch und bearbeitete seinen Rücken gleich einer großen Trommel. „Schüttelt ihn nur tüchtig,“ rief er seinen Assistenzärzten ermunternd zu, „das Wasser muß Alles heraus, er war ohnedies nie ein großer Freund davon, wirb's schon gerne wieder hergeben. So, jetzt ist's genug. Jetzt legt ihn auf den Rasen — na, laßt ihn nur nicht so plozen — und jetzt den Blasbalg her!“

Der Doctor Peter nahm aus der Hand des Rathschreibers einen mächtigen Blasbalg, den man aus der Hammerhämme herbeigeschleppt hatte, und schickte sich eben an, etwas Schöpfung zu spielen und dem Erdenklos den lebendigen Athem einzupumpen, als der Hinkende und der Bürgermeister auf dem Schauplatz eintrafen.

„Seid Ihr verrückt, Peter = Fris?“ rief der Hinkende und riß den bestürzten Barbier den Blasbalg aus der Hand. „Ihr bringt ihn ja vollends um, wenn es nicht schon geschehen ist! Platz da, Ihr Männer.“

Der Hinkende kniete bei dem Verunglückten nieder, lüftete ihm das Halstuch und die nassen Kleider, dann fuhr er ihm mit dem Finger in Nase und Mundhöhle und reinigte sie von Schlamm und Unreinigkeiten.

„Das hättet Ihr vor Allem thun müssen,“ belehrte der Hinkende, „mit Eurem Außenkopfstellen konnte der Mann den Schlagfluß bekommen und mit Eurem dummen Blasbalg hättet Ihr ihn sicher ersticht, d. h. wenn er überhaupt noch lebt. Margareth, gebt Euer wollenes Halstuch her. Da, Peter, reißt ihm damit Brust und Leib — so. Und jetzt, wer hat so viel Kurosche und so viel Christenthum im Leibe und legt seinen Mund auf den Mund des armen Teufels und zieht den Athem an sich? Es ist das einzige Mittel, ihn zu retten.“

Die Weiber lachen kreischend davon und die Männer wichen erschrocken zurück.

„Nein, Hinkender,“ sagte der Rathschreiber, „das ist zu viel verlangt; es schüttelt mich schon bei dem Gedanken.“

„Nun, Ihr, Doctor Peter? Es gehört ja zu Eurem Fache.“

„Wenn ich ihn rasiren oder schröpfen soll,“ erwiderte der würdige Bauführer, „das gehört zu meinem Fache, aber Mund auf Mund? Nein, und wenn es das schönste Mädchen von Umpfenbach wäre. Verh!“

„Oder Ihr, Steffenmarte? Kommt her, Ihr seid ein wahrer Dursche. Es ist ja Christenpflicht.“

„Nicht um eine Million!“ sagte der Steffenmarte und wischte sich das Maul, „nicht um eine Million!“

„Aber um eine Maas Marktgräser? Ich zahle Euch eine.“

„Eine Maas Marktgräser? und Christenpflicht ist es auch? Na, meinethwegen.“

Der Steffenmarte kniete zu dem Verunglückten nieder und blies die Backen auf, um ihm eine tüchtige Ladung Luft in die Lungen zu blasen.

„Nicht so, Steffenmarte,“ sagte der Hinkende. „Legt Euren Mund auf den Mund des Haidebauers, und während ich ihm die Nase zuhalte, ziehet Ihr den Athem an Euch; saugen müßet Ihr, nicht blasen. So, Steffenmarte, so ist's recht.“

Während der Steffenmarte als Saugpumpe functionirte, frottirte der Doctor Brust und Leib des Scheintobten mit Margarethens wollenem Halstuch, und der Hinkende drückte sanft Brust und Bauch auf und nieder.

„Jetzt, Steffenmarte, höret auf mit Saugen, blaset ihm etwas Luft ein; nicht so viel! Jetzt wieder — jetzt wieder, während ich ihm Brust und Bauch sanft streiche und drücke. Market Ihr? Wir wollen ein künstliches Athmen erzeugen. Erst muß die Luft ausgesaugt werden, damit die Lungen leer werden, dann wird die Luft künstlich eingeblasen, und indem ich Bauch und Brust drücke und streiche, wird die Luft wieder angetrieben. Seht, schon hebt sich seine Brust von selbst ein wenig. Jetzt düst Ihr schon herzhaft blasen, Marte.“

So, während der Doctor frottirte und kürsietete, wurde der künstliche Athmungsproceß zwei Minuten fortgesetzt, da entfuhr den bleichen Lippen des jungen Bauern ein leiser Seufzer, daß der Steffenmarte entsezt aufsprang.

„Er hat geseufzt!“ schrie er, und wollte Zerkensgeld geben.

„Da geblieben, Du Narr,“ rief der Hinkende, „Gott sei Dank! Er kommt wieder zu sich. Jetzt, Doctor, laßt heim und holt ein Klystier, warm Wasser mit etwas Branntwein und ein Paar Tropfen Del, wir wollen ihn derweil in den Schuppen dort auf's Hen legen.“

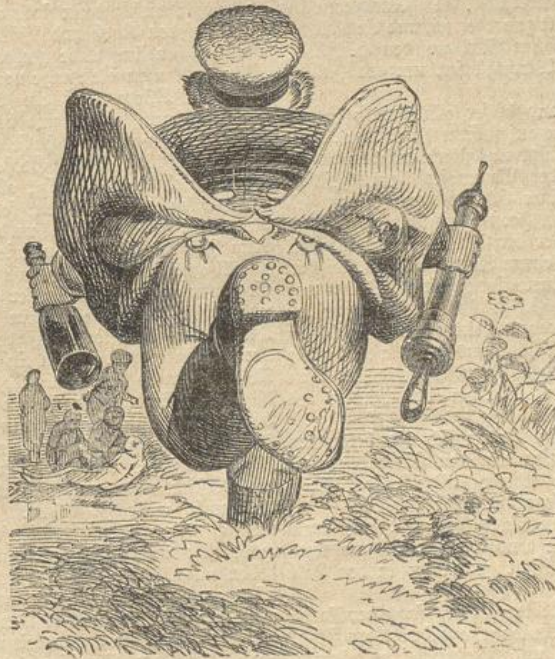
Dem Patienten, der noch immer mit geschlossenen Augen und nur schwer

athmend auf einem Heubündel lag, wurde von Zeit zu Zeit etwas Thee mit Hoffmannschen Tropfen eingekläpft.

„Warmer Wein thäte es auch,“ sagte der Hinkende. Und nachdem das Klystier entsprechende Wirkung gethan, war der Mann nach einer halben Stunde wieder so weit bei sich, daß er sich auf seinem Heubündel aufrecht setzen und sprechen konnte.

„Keine Straßpredigt jetzt,“ sagte der Hinkende abwehrend, da der Bürgermeister sich eben in Position setzte, um von Amtswegen einen Straßerman herunter zu donnern. „In 2 Stunden ist der Mann wieder auf den Strümpfen, dann möget Ihr ihn meinerthalben vornehmen.“

„Meine Dachsen, meine Küh!“ jammerte der Haidebauer, und wollte sich von seinem Heubündel erheben, auf das er aber wieder kraftlos zurückfiel. — „Meine Dachsen und meine Küh! Alle mit einander, alle mit einander! Mir ist jetzt alles verleidet, hättet Ihr mich



„Jetzt, Doctor, laßt heim und holt ein Klystier.“

doch verkaufen lassen, ich mag nimmer leben!" Der Hinfende zuckte die Achseln und trat aus dem Schuppen.

"Wienwirth, schick' dem Narren da drinnen trockene Kleider; wir aber wollen uns bei Euch ein wenig erfrischen, unser Sonntagnachmittagswert hat schon einen Schoppen verdient. Steffenmarte, Ihr bleibet da vor der Thüre sitzen bis wir wieder kommen, habt Acht auf den da drinnen, ich traue ihm noch nicht recht. Eure Maas Marktgräser mit Käse und Brod werde ich Euch heraus schicken." —

Eine halbe Stunde später hatte sich der Rasenplatz bei dem Mühlenteich vollständig von Neugierigen geleert.

Da der Haidebauer so rücksichtslos war, wieder in's Leben zurückzukehren, anstatt sich als Leiche auf einer Tragbahre in's Todtenhäusle tragen und dann später als Selbstmörder an der Kirchhofmauer einscharren zu lassen, hatte er in Vietighausen alle Sympathie verloren. Lebende Bauern gab es in Vietighausen die schwere Menge, ein tobtier, ein ertränkter Bauer, das war ein Gegenstand, dem allenfalls noch die Vietighäuser ein besonderes Interesse zugewendet hätten. Die Weiber trockneten deshalb ihre Thränen und schimpften auf den Haidebauer, daß seinetwegen ihr Sonntagnachmittagskaffee kalt geworden sei, und die Männer warfen noch einen verächtlichen Blick auf den Heuschöber und vertheilten sich in die Wirthshäuser, um den Fall zu besprechen.

Der unglückliche Gegenstand dieser allgemeinen Entrüstung saß in dem Schuppen auf seinem Heubündel, hatte den Kopf in die Hände gestützt und stierte auf den Boden, die trockenen Kleider, die der Wienwirth herausgeschickt hatte, lagen unberührt in einer Ecke, und von Zeit zu Zeit zitterte sein Körper, wie von Frost geschüttelt, obgleich es ein heißer Junitag war. Vor der Thüre saß sein Wächter, der biedere Steffenmarte, auf einem Weidenstumpen, zwischen den Beinen hatte er die in seiner Eigenschaft als Saug- und Druckpumpe verbiente Maasflasche stehen und auf seinen Knien einen halben Laib Brod und einen halben Backsteinkäs, in den er nach jedem Schluck aus der Flasche kräftig hineinbiß, und dann seelenvergnügt vor sich hinsachte. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in das Innere des Schuppens.

Im Wienwirthshause aber hatten sich die bekannten Honoratioren von Vietighausen um den Hinfenden versammelt, der ihnen eine Standrede hielt über die Maßregeln, die man bei Ertrunkenen zu ergreifen habe.

"Ihr habt jetzt mit eigenen Augen gesehen, wie man Ertrunkene behandelt, um sie wieder in's Leben zurückzurufen. Merkt's Euch, wenn Ihr je wieder in den Fall kommt."

"Daß ich aber doch mein Lebtag gehört," sagte der Rathschreiber, "daß man die Ertrunkenen auf den Kopf stellt, daß das Wasser herauslaufe; und Ihr habt einen Lärmen darüber gemacht, Hinfender, als hätten wir den armen Keel umbringen wollen."

"Wer weiß, ob es nicht geschehen wäre?" erwiderte der Hinfende. "Beim Ertrinken kommt man ohnedies in einen schlagflüssigen Zustand, und in einem solchen braucht man Eimen nur auf den Kopf zu stellen, um mit Extrapoß in den Himmel expedirt zu werden."

"Oder in die Hölle," sagte der Hansfrieder, der in der neuesten Zeit sich einen frommen Anstrich zugelegt hatte, "denn die Selbstmörder werden doch nicht in den Himmel kommen, hoff' ich?"

"So, das hoffet Ihr?" sagte der Hinfende. "Was doch Ihr frommen Leute nicht alles hofft. Ich will Euch aber auch sagen, Hansfrieder, was ich hoffe: Ich hoffe, wenn so ein armer Unglücklicher, der im Uebermase des Schmerzes und der Verzweiflung, oder im halben Wahnsinn, Hand an sich gelegt hat, von Euch frommen Leuten an der Kirchhofmauer eingescharrt, und wenn ihm etwa von einem heuchlerischen Pfaffen das letzte Gebet und der letzte

Segen versagt worden ist, dann hoffe ich, daß der liebe Gott in seiner Allbarmsichtigkeit den Unglücklichen in seine Arme nehmen und ihn trösten wird über die Lieblosigkeit der frommen Leute da unten. Was ich aber noch hoffe, wenn einer von Eurem frommen Gelichter vor die Himmelspforte kommt, darüber ein ander Mal. Jetzt wieder zu unserem Ertrunkenen. Wo bin ich doch stehen geblieben?"

"Beim auf den Kopf stellen," sagte der Hansfrieder kleinlaut.

"Richtig! Nämlich es ist durchaus nicht gesagt, daß die Ertrunkenen Wasser in der Lunge haben, und daß man sie ausleeren muß, wie einen Milchhasen. Eine reizbare Stimmröhre schließt sich, ehe das Wasser eindringen kann, und dann ist's die alleinige Absperrung der Luft an der der Mensch erstickt."

"Aber," bemerkte der Doctor Peter, "das kann man doch einem Ertrunkenen nicht an der Nase ansehen, ob er Wasser in der Lunge hat oder nicht. Und wenn er drin hat, so muß es heraus, das muß ich besser wissen wie Ihr, Hinfender."

"Wohl, wohl; dann stellt man aber den armen Teufel nicht auf den Kopf und schüttelt ihn, als wolle man ihm alle Knochen im Leibe zerbrechen, wie Ihr gethan habt. Nein, will man die Lunge vom Wasser entleeren, so bindet man den Körper auf ein Brett, neigt dieses mit dem Kopfende nach unten und drückt und streicht Bauch und Brust sanft nach dem Halse hin. Die Hauptsache bleibt aber immer die künstliche Herstellung einer Athmung. Aber nicht mit einem Blasebalg, als wolltet Ihr das Feuer in einer Schmiedesse anblasen, sondern mit dem Munde und dann erst aussaugen und dann erst einblasen. Nun Ihr habt ja gesehen, wie ich es gemacht habe."

Also noch einmal, kurz zusammengefaßt: Habt Ihr einen Ertrunkenen aus dem Wasser gezogen — aber hübsch sanft und nicht als wäre er ein Klotz Eichenholz — so legt ihn, schnell entkleidet, auf den warmen Sand am Ufer, oder wenn es kalt ist, in ein mäßig erwärmtes Zimmer. Reinigt ihn so schnell wie möglich die Nase und die Mundhöhle von Schlamm, reibt ihn mit wollenen Tüchern oder bürstet ihn und versucht dann mit ihm den künstlichen Athmungsproceß. Gibt er ein Lebenszeichen von sich, so kößt ihm Thee oder warmen Wein ein und gebt ihm ein Klystier, und wenn dies alles nichts hilft, so ist ihm halt nicht mehr zu helfen. Daß man so schnell wie möglich einen Arzt herbeiruft, versteht sich von selber. Habt Ihr mich jetzt begriffen und wisset Ihr Euch zu helfen im nächsten Falle? Es kann so manches Menschenleben gerettet werden, wenn man die rechten Mittel anzuwenden weiß, und manches Menschenleben ist schon verloren gegangen durch die Dummheit und Unwissenheit der Menschen. Und ein Menschenleben ist doch kein Pfifferling, denke ich."

"Ich habe Euch vollkommen begriffen," sagte der Bürgermeister, ich freue mich schon auf den nächsten Ertrunkenen, der soll gerettet werden, daß es eine Freude ist. Habt Ihr nicht etwa Lust in's Wasser zu springen, Hansfrieder? Ihr riskirt nichts dabei."

Der Hansfrieder wollte eben feierlich gegen einen solchen Rettungsversuch protestiren, da kam der Lehrlinge aus der Hammerschmiede mit einer leeren Maasflasche in die Wirthsstube und sagte:

"Eine schöne Empfehlung vom Steffenmarte und der Haidebauer sei wieder ganz munter, und Ihr sollet so gut sein und sollet ihm noch eine halbe Maas schicken er habe großen Durst, und auch noch einen halben Backsteinkäs."

Der Hinfende lachte: "Hat der Steffenmarte Durst bekommen bei seiner Sauggeschichte? Nun meinethalben, er soll noch eine Halbe haben, bin ich ihm doch wirklich Dank schuldig. Aber hörst Du, er soll auf seinem Posten bleiben, wir kommen gleich hinaus zu ihm."

„S'pressirt ja nicht, Hinkende,“ sagte der Bürgermeister. „Weil wir gerade so schön am Ketten sind, so könnten wir geschwind auch noch einen Erfrorenen in's Leben zurückrufen.“

„Ja,“ fiel der Rathschreiber eifrig ein, „explicirt uns auch das. Erinnert Ihr Euch noch, Bürgermeister? In dem kalten Winter vor 4 Jahren, da haben sie auf der Straße draussen einen ganz steif gefrorenen Handwerksburschen aufgefunden und da hereinzuschleppt. Hier in des Löwenwirths Stube hat ihn der Doctor Peter hinter den Ofen gelegt, und eingehetzt hat er, daß der Ofen Funken sprühte. Aufgehaut ist der Handwerksbursche, aber aufgewacht ist er nicht mehr.“

„Der Doctor hat halt Unglück mit seinen Kuren,“ sagte der Hinkende. „Und so will ich Euch denn begreiflich machen, wie man sich bei Rettung Erfrorener zu verhalten hat. Aufgepaßt, Doctor, Ihr könnt etwas profitieren in Curer Praxis.“

„Wenn die Kälte im Uebermaße auf den menschlichen Körper wirkt, so erzeugt sie Entzündung und Brand.“

„Was, die Kälte erzeugt Brand?“ rief der Hansfrieder erstaunt, „das ist doch merkwürdig.“

„Haltet Euer Maul, und unterbrecht den Hinkenden nicht,“ sagte der Doctor Peter und gab dem Hansfrieder einen Rippenstoß. „Ihr wißt freilich von keinen anderen Vorfällen, als von Schnappsbränden.“

Der Hinkende fuhr fort: „Daß die äußersten Körpertheile, Finger, Zehen, Nase, Ohren, zuerst von der Kälte angegriffen, entzündet und brandig werden, hat seinen natürlichen Grund, denn erstens sind sie der Kälte am meisten ausgesetzt und dann circulirt in ihnen nur wenig Blut, das allein durch seine Wärme der Kälte Widerstand zu leisten vermag.“

„Da kann sich einer in Acht nehmen, wenn er lange Finger hat,“ meinte der Hansfrieder pffiffig.

„Ja, merkt's Euch,“ erwiderte der Hinkende.

„Wie kommts aber,“ sagte der Bürgermeister, „daß man schläfrig wird bei großer Kälte? In Rußland sind dazumal Viele erfroren, weil sie dem Schlafe nicht widerstehen konnten.“

„Das kommt daher,“ fuhr der Hinkende fort, „daß bei der Einwirkung einer recht großen Kälte nach und nach das Blut in das Innere, nach Herz, Lunge und Gehirn zurückgebrängt wird; es flüchtet sich vor der Kälte bis in die innersten Winkel seiner Behausung. Der Druck des Blutes auf Herz, Lunge und Hirn erzeugt aber Angst, Stumpfsinn der Sinne und Schlafsucht. Wenn nun einer dieser Schlafsucht nicht mehr widerstehen kann, — und dieß geschieht namentlich, wenn er vorher Schnapps getrunken hat — und setzt sich an den Raim in den Schnee um ein kleines Nuckelke zu machen, dann ist der Mann geliefert, wenn nicht bald Hilfe kommt.“

„Denn jetzt attackirt ihn die Kälte wie eine Festung, und die Vertheidigungsmannschaft — das Blut — zieht sich vor diesen Angriffen immer mehr und mehr zurück. Rasch sind die Außenwerke genommen, die Arme und Beine, Nase und Ohren erfrieren, werden steif und empfindungslos, und jetzt setzt die Kälte an zu einem Sturme auf die edleren Organe. Das Blut retirirt immer weiter und weiter, und wirft sich schließlich, als letzter Zufluchtsort, in die Citadelle, Herz und Lungen genannt, um von hier aus noch einen letzten verzweifelten Widerstand zu versuchen.“

„Das kommt mir gerade vor,“ fiel der Löwenwirth ein, „wie wenn mir ein Faß Wein gefriert. Alles ein einziger Eiskloß, der das Faß zersprengt, aber ganz im Innern des Kloßes sind noch ein paar Flaschen der edlen Gottesgabe, über die die Kälte nicht Mäher geworden ist, aber ganz concentrirt, wahrer Schnapps.“

„So heiläufig ist's,“ sagte der Hinkende, „doch nicht ganz so, und der Mensch hat's in der Beziehung nicht ganz so hinf. Bote 1870.“

gut als ein Weinsaf. Die Kälte stürmt auch die letzte Citadelle, wo das letzte Restchen Leben sich hingeflüchtet hat, und läßt die Besatzung über die Klinge springen. Jetzt tritt der Tod ein, wenn nicht früher schon eine Hinführung der Sache ein Ende gemacht hat.“

„Wozu aber vor allen Dingen Hirn gebüete,“ meinte der Doctor Peter mit einem pffiffigen Blick auf den Rathschreiber.

„Weßhalb Ihr auch niemals von der Kälte etwas zu riskiren haben werdet, Doctor,“ gab der Rathschreiber zurück, so daß der Doctor zornig sein Glas austrank, um es gleich wieder zu füllen.

„Jetzt,“ fuhr der Hinkende fort, ohne von diesem kleinen Zwischengefecht Notiz zu nehmen, „jetzt gefriert in dem Körper Alles zu Eis, was saftig ist; die Glieder werden so steif, hart und spröde, daß sie abbrechen wie ein trockenes Stück Holz.“

„Nun, da wird man wohl keine Rettungsversuche mehr zu machen brauchen,“ meinte der Bürgermeister.

„Freilich, wenn Einer bereits todt ist, so braucht man ihn nicht zu retten. Da man aber das nicht weiß, da man nicht wissen kann, ob nicht in dem steif gefrorenen Körper noch ein Restchen Leben schlummert, das man vielleicht wieder wecken kann, so ist es Menschenpflicht in allen Fällen, das Aeußerste zu thun. Man ziehe deshalb dem Verunglückten die Kleider aus, aber vorsichtig, nicht daß ihm ein Arm oder Bein abbricht, bedede ihn mit Schnee oder mit in Eiswasser getauchten Tüchern, oder setze ihn in einen Zuber mit eiskaltem Wasser.“

„Na, das ist mir aber eine kurose Manier, einen Erfrorenen zu erwärmen,“ sagte der Peter Fritsch mit wegwerfender Miene. „Wenn mich's friert, so setze ich mich doch neben den Ofen, nicht wahr? Und wenn . . .“

„Und,“ fiel der Hinkende ein, „wenn Ihr einen Erfrorenen neben den heißen Ofen setzt, so bringt Ihr ihn einfach um, wie Ihr auch verimuthlich den Handwerksburschen umgebracht habt. Ihr Regimentspfuscher, Ihr! Beileibe in kein warmes Zimmer; das ganze Verfahren muß in einem kalten Raume vor sich gehen. Hat der Verunglückte einige Minuten in dem kalten Wasser gelegen, oder überzieht sich seine Haut mit einer dünnen Eischichte, was ein Beweis ist, daß er anfängt aufzuthauen . . .“

„Eine schöne Aufthauerei, wenn man mit Eis überzogen wird,“ brummte der Peter Fritsch.

„Jetzt haltet Euer Maul, Doctor mit Eurem Gebelze . . .“

„Ober,“ rief der Löwenwirth und machte eine bezeichnende Geberde gegen die Thüre.

„Na, man wird doch auch noch reden dürfen,“ murkte der Barbier und rutschte mit seinem Schoppen an das andere Ende des Tisches.

„— was ein Beweis ist, daß er anfängt aufzuthauen,“ fuhr der Hinkende ruhig weiter fort, „so legt man ihn auf eine Matraße und reibt den ganzen Körper mit etwas weniger kaltem Wasser, dem man nach und nach etwas Branntwein zusetzen kann.“

„Branntwein, das laß ich mir gefallen,“ belferte der unverbesserliche Doctor dazwischen. „Aber innerlich, innerlich, was nicht mich der Branntwein, wenn ich ihn nicht innerlich habe?“

„Werden dadurch die Glieder geschmeibiger,“ docirte der Hinkende weiter, „spürt man eine Bewegung des Herzens und Spuren von Athemholen, so legt man den Verunglückten in ein kaltes, merkt es Euch, in ein kaltes Bett, nachdem man ihn vorher abgetrocknet hat, und reibt oder bürstet unaufhörlich Brust, Kopf und Glieder. Will es mit dem Athmen noch nicht recht gehen, so bläet man ihm vorsichtig Luft in die Lungen, hält ihm verbrannte Fiebern vor die Nase, tröpfelt ihm kaltes Wasser auf den Scheitel und etwas Eßignaphtha auf die Zunge und gibt ihm schließlich ein Klystier von Essig und Tabaksaufguss. Auch kann man ihn

Im Schilde mit einer Feder kitzeln. Sind Puls und Athem wieder in regelmässigen Gang gekommen, so kann man das Zimmer allmählig erwärmen, fährt mit dem Reiben etwas mäsig fort und wenn er wieder schlucken kann, so gebe man ihm Thee mit wärmem Wein zu trinken. Inzwischen hat man nach einem Arzte geschickt, — nur nicht nach dem Doctor Peter, denn der würde ihn sicherlich in die Ewigkeit befördern — und der wird das Weitere verordnen.“

„So,“ sagte der Hinkende und leerte sein Glas, „jezt hätten wir auch einen Erfrorenen gerettet und jezt wollen wir wieder nach unserm Getrunkenen sehen.“

„Wo habt Ihr denn das Alles her, Hinkender,“ sagte der Bürgermeister. „Man meint wahrhaftig, man hört einen studirten Doctor, so wisset Ihr das Alles zu expliciren.“

„Das habe ich theils aus eigener Erfahrung, denn ich bin auch allgemach ein alter Bursche und habe schon Allerlei erlebt, theils habe ich es aus einem guten Buche, in dem noch sonst viele brauchbare Sachen stehen und das auf keinem Bücherstaple fehlen sollte, aus dem Hauslexikon von Dr. Klenke, ein College von Euch, Doctor Peter.“

„Und jezt,“ bat der Bürgermeister, „da wir einen Getrunkenen und einen Erfrorenen gerettet haben, könnten wir auch noch einen Erhängten in's Leben zurückrufen. Bitte, Hinkender, das müsst Ihr uns noch erzählen. Es muß ein schauderhafter Tod sein, so an einem Stricke ersicken.“

„Aus eigener Erfahrung,“ meinte der Hinkende lächelnd, „kann ich Euch hier keine Auskunft geben, aber Erhängte, die wieder gerettet wurden, behaupten, das Erhängtwerden sei gar nicht so unangenehm. Flimmern und Blitzen vor den Augen, so was man das „Feuer im Elfsaß sehen“ nennt, Ohrenbrausen, als ob der Schulmeister drin säße und tremulirte auf der Orgel, dann vollständige Bewußtlosigkeit, so das schlieflich der Patient ersickt, ohne etwas davon zu merken. Sitt auch ganz natürlich. Der Strick um den Hals hat zweierlei Wirkungen, indem er den Hals zuschnürt. Erstens hat er den Engpaß zwischen Kopf und Herzen verlegt und leidet es nicht, daß das Blut vom Kopfe wieder zum Herzen zurückkehrt, weßhalb diesem nichts anderes übrig bleibt, als auf das Gehirn zu drücken und Betäubung hervorzubringen, und zweitens schnürt er die Luströhre zu, und schneidet den Athem ab, wie mit einer Papierscheere; da aber der Mensch weit länger Athemnoth ertragen kann als Gehirndruck, so wird der Erhängte bewußtlos ehe er anfängt zu ersicken, und wenn die Reibe an das Ersicken kommt, so merkt er nichts mehr davon und schaukelt so ganz gemüthlich und bewußtlos in die Ewigkeit hinüber.“

„Ihr schildert einem das Hängen so appetitlich,“ sagte der Rathschreiber, „daß man ordentlich Lust bekommt.“

„Nun so gar appetitlich ist es gerade nicht,“ erwiderte der Hinkende lachend, „denn wenn das Hängen eine angenehme Todesart ist, so ist es doch auch eine sehr unanständige

und der Gehängte erlaubt sich in seinen letzten Lebensmomenten noch eine Aufführung, die man sonst höchstens bis zum dritten Lebensjahre“

„Schade, daß wir keinen Erhängten haben,“ meinte der Doctor Peter, „der Hinkende könnte dann gleich an ihm experimentiren. Ihr habt ja Lust dazu, Rathschreiber? Hängt Euch ein wenig im Interesse der Wissenschaft. Wir retten Euch ein wenig im Interesse der Wissenschaft. Wir retten Euch ein wenig im Interesse der Wissenschaft. Wir retten Euch ein wenig im Interesse der Wissenschaft.“

„Ohne Zweifel,“ sagte der Rathschreiber spöttisch, „an der Gelegenheit fehlt es nicht, so lange Ihr da seid, Doctor.“

„So,“ sagte der Hinkende lachend, „jezt hat Jeder seinen Theil, und nun wollen wir sehen, was unser Patient bei der Hammerschmiede draussen macht.“

Auf seinem Posten vor dem Heuschöber auf der Hammerschmiedwiese saß der Steffenmarke. Zwischen seinen Füßen stand die leere Maasflasche, sein Haupt war tief auf die

Brust herabgesunken, die pflichtgetreue Schildwache schloß den Schlaf des Gerechten. Der Biedermann schnarchte, als wolle er ein Breit durchsägen, und eben, da die Gesellschaft auf dem Schauplatze erschien, war er an einem besonders hartnäckigen Aste angekommen, denn der Hinkende sagte lachend:

„Schnurren die Näder an der Hammerschmiede, oder schnarcht der Steffen so?“

„Ich glaube, der Bursche ist beissen,“ sagte der Bürgermeister und wollte den Schläfer aufrütteln.

„Laßt ihn,“ sagte der Hinkende abwehrend, „laßt ihn — die Hitze und der ungewohnte Wein haben den Burschen schläfrig gemacht — laßt ihn sein Nauschlein ausschlafen, er hat sich ihn heute rechtlich verdient.“

„Doch wo ist denn der Haidebauer?“ sagte der Rathschreiber und streckte den Kopf durch die Thüre des Heuschöbers. „He, Haidebauer, Christian, wo steckt Ihr?“

„Er wird schlafen,“ meinte der Bürgermeister.

„Nein, Nein,“ rief der Rathschreiber und zog den Kopf zurück, aber sein Gesicht war bleich und seine Lippen bebten, „da drinnen ist's nicht richtig. Da schauet hin, Hinkender.“

Dieser warf einen Blick hinein, dann zog er sein Schnappmesser aus der Tasche und überschritt rasch die Schwelle.

„Rathschreiber, rasch herein. Doctor Peter laufet, was Ihr könnt und holet Euren Schnapper und Schröpsköpfe. Rathschreiber, faßt ihn um den Leib, daß er den Hals nicht bricht, wenn er noch einen zu brechen hat.“

Der Hinkende schnitt rasch den Strick entzwei und der Körper des unglücklichen Haidebauers fiel schwer in die Arme des Rathschreibers, der ihn auf einen Haufen Heu niedergleitete. Der Haidebauer hatte sich am Querbalken des Heuschöbers an einem Seilstumpfen aufgehängt. Jezt lag er mit blaurothem, geschwollenem Gesichte auf



Der Peter Freig kam, die Alysierspritze geschultert und den Barbierbeutel mit den Schröpsapparaten umgehängt, athemlos daher gerannt.

dem Hen, der Hinkende kniete neben ihm, schon zum zweiten Male an diesem Tage. Er hatte ihn von dem Stricke befreit und ihm die noch nassen Kleider aufgerissen.

„Das nenn' ich Consequenz, erst erlansen und dann erhängen. Wo bleibt denn nur der Peter? Rathschreiber, Euer Febermesser, da ist keine Zeit zu versäumen.“

Der Hinkende schlug dem Haidebauer mit des Rathschreibers Febermesser eine Ader.

„Das sollte Jeder können. Bei Schlagflüssen wäre schon manches Menschenleben gerettet worden, wenn man mit dem Ueberlaß nicht auf den Doctor oder Barbier hätte warten müssen. Es läuft kein Blut. Rasch frisches Wasser, um ihm kalte Ueberschläge auf den Kopf zu machen. Laufe Eimer in den Löwen und hole heißen Eßig, um ihm die Füße zu baden und ein Klystier zu geben. Das künstliche Athemholen, scheint es, muß ich diesmal selber besorgen,“ setzte der Hinkende hinzu und legte seine Lippen auf die blauen Lippen des leblosen Körpers vor ihm. Bei zugehaltenen Nasenlöchern, nur sanft nach hinten gedrücktem Kehlkopfe, blies er ihm erst kleinere, dann immer etwas stärkere Athemzüge ein, und nach jedesmaligem Einblasen drückte er gleich Brust und Bauch, um das Wiederausströmen der Luft zu bewerkstelligen.

Diesmal aber wollte sich kein selbstständiges Heben und Senken der Brust wahrnehmen lassen, so daß der Hinkende kopfschüttelnd seine Samariterarbeit unterbrach.

„Machet Thüren und Läden auf, daß es Luftzug gibt. Der Körper ist noch warm, weich und biegsam, doch habe ich wenig Hoffnung mehr. Wenn nur der Doctor käme. Ach, da ist er ja!“

Der Peter Friß kam, die Klystierspritze geschultert und den Barbierbeutel mit den Schröpfapparaten umgehängt, athemlos daher gerannt und hinter ihm das ganze Dorf, denn jetzt hatte der Haidebauer sich wieder gegründete Ansprüche auf die Theilnahme der Viehhändler erworben.

„Setz ihm Schröpfköpfe,“ befahl der Hinkende, „auf Nacken, Schultern und Oberarme, um das Blut vom Kopfe herabzusiehen. Es wird zwar nimmer viel nützen. Wäscher ihm die Füße und begießt ihn mit Wasser und rübt ihn wieder trocken. Ah, da kommt auch der heiße Eßig.“

Alle Bemühungen, den Unglücklichen wieder in's Leben zurückzurufen, waren übrigens vergebens, und nach einer halben Stunde erklärte der Hinkende: „Es nützt alles nichts, der Haidebauer hat seinen Willen durchgesetzt, er ist hin. Bürgermeister, habt Ihr einen Boten fortgeschickt, zum Physikat? Setzt einen zuverlässigen Wächter vor die Thüre, wir haben hier nichts mehr zu thun.“

Vor der Thüre saß immer noch der Steffenmarke, und lägte, und zwar schien er nun in ein ganz verwickeltes System von Keilen hartnäckigster Natur gerathen zu sein. Der Hinkende stieß ihn mit dem Eisfuße an und schüttelte ihn darb.

„Geda, Marte, aufgewacht!“

Der Marie murrte einige unverständliche Worte und fuhr wieder in seinem Holzschneidgeschäft fort.

„Schüttet ihm einen Eimer Wasser über den Kopf.“

Jetzt fuhr der Marte auf, und glökte aus seinem triefenden Gesichte in den Haufen Menschen um ihn.

„Da — das sind Du — — Dummbreiten, Haidebauer,“ gluckste er. „Gelt, Ihr seid tro — trocken, wa — was macht Ihr mich na — naß? W — Löwenwirth, noch einen Ha — Halben.“

Der Hinkende faßte ihn am Kragen und riß ihn von seinem Eise auf.

„Was habt Ihr gemacht, Ihr Saufaus!“ schrie er ihm in's Gesicht, „Ihr seid mir eine schöne Wache, habt Ihr nicht gesehen, daß der Haideb'ner sich gehenkt hat?“

„Wohl, wohl,“ stotterte der Marte, den das kalte Wasser ungemein erfrücht und belebt hatte, „wohl, wohl, ich hab's gesehen!“

„Und um Gotteswillen, warum habt Ihr es denn gebuldet?“

„Dru — drum hab' ich gemeint,“ sagte der Marte und legte mit pfliffigem Lächeln den Finger an die Nase, „drum hob' ich gemeint, er wolle sich nu — nur ein wenig a — aufhängen zu — zu — zum Trocknen.“

Consultation.

Wo fehlt's?

Jungfrau Germania so zart
Thät unwohl sich verspüren;
Sie hat den Doctor Eisenbart:
Er möchte sie kuriren;
Es zwickt und zwackt bald da, bald dort,
Auch hat sie Krämpf' in Einem fort
Und weiß sich nicht zu helfen.

Der Doctor nimmt die große Brill',
Beschaut sie tief und lange;
Er war dabei so mühsenfüll,
Dem Mägdelein ward es bange;
Doch als er ihr das Herz besah,
Da rief der Doctor: „Geureta!
Nun hab ich es gefunden!“

„Da sind so viele Kämmerlein,
Wahrhaftig an die dreißig!
Drum scheint das große Herz zu klein —
Jedoch ein Mittel weiß ich:
Die Scheidewände müssen raus,
Dann wird nur eine Kammer draus,
Beim Aeskulap, das hilft Euch!“

„Wenn's nur nicht gar zu wehe thut!“
So that sie lamentiren. —
„Ich schwör bei meinem Doctorhut,
Ihr dürft es gar nicht spüren.
Ein Schnitt — das Meiste ist gethan,
Drei kleine Kammern nebenan,
Die sprengen sich von selbst.“

„Und ist einmal das Herz gesund,
So kann's auch kräftig schlagen;
Den ganzen Leib durchströmt zur Stun:
Ein innig Wohlbehagen.
Ableu, 's ist eine Boisdraft da,
Ich muß zur Frau Hispania,
Sie leidet an der Kolik.“

Duchstabenrathsel.

Ich trug den Erdball in vergang'nen Tagen,
Von Damen werde heute ich getragen.
Doch änderst du die Stellung meiner Zeichen,
Werd' ich dir Zugehör zum Braten reichen.

Ausstellung: T R I E D — D R I E

Weiser Berufswechsel.

Er haute sonst, ein Ziel des Spottes,
Als Theolog den Aker Gottes;
Das gab er auf und baut nun wacker
Als Medicus den Gottes-Aker.

Die Späßen im Schnee.



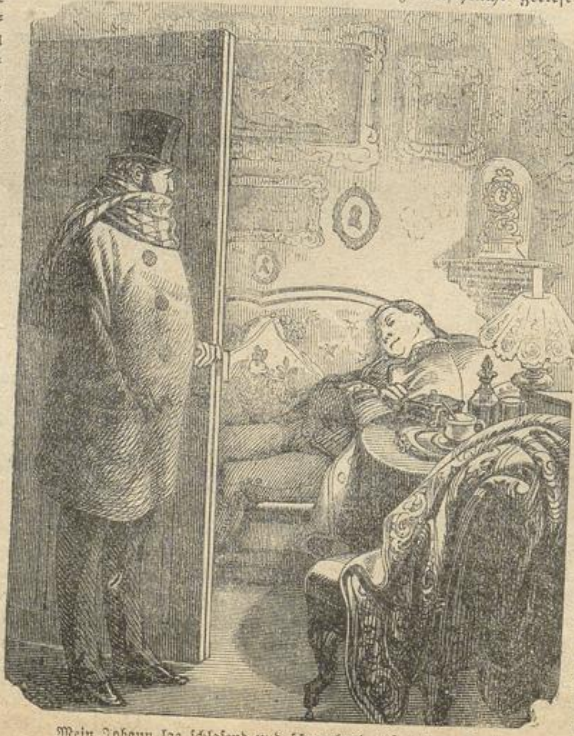
Trauliche Abende im Familienkreise, beim warmen Ofen, um die strahlende Lampe und den singenden Theekessel. Wagen an Wagen rollen durch die gaserleuchteten Straßen. — Ball im Museum, Concert in der Harmonie, im Theater, die „Afrikanerin“. Winterzeit, fröhliche Zeit — von der innern Seite einer warmen Stube aus betrachtet, einen duftenden Braten auf dem Tische und Geld in der Tasche. Aber ohne Kleider, Holz und Brod, und wenn das letzte Stück Bett ins Leibhaus gewandert ist — Winterzeit, schlimme Zeit, arge Zeit. In Ostpreußen lauert der grimme Hunger neben dem kalten Ofen in der eisigen Stube, das bleiche Elend stiert hinaus durch die zerbrochenen Fensterscheiben über die eisigen Felber, und der Tod schaut grinsend herein und zählt seine Opfer. — Den abgesetzten Fürsten haben sie eiliche zwanzig Millionen Schmerzensgeld an die durchlauchtigsten Köpfe geworfen, und für das ostpreussische Elend hat

Schnee auf allen Straßen und Wegen. Schlittengeläute und lustiges Peitschengelächel. — Sie auf dem Flusse, gefroren der See — der Schlittschuhläufer flüchtiges, fröhliches Volk.

man Suppenanstalten errichtet; die Knochen dazu bettelt man in Deutschland zusammen, den Böffel muß Jeder selber mitbringen.

Doch nicht von den abgesetzten Fürsten wollte ich sprechen und von den hungernden Ostpreußen, sondern von den Späßen.

Ich war auf einem Balle gewesen. Es war 1 Uhr Morgens als ich in meine Wohnung zurückkehrte. Mein Johann lag natürlich schlafend und schnarchend auf meinem Sopha. Aber er hatte, ehe er meinem Sopha diese Ehre anthat, doch an mich, seinen Herrr, gedacht, der gute Kerl. Die Stube war behaglich warm, den kleinen runden Tisch mit der Kralllampe hatte er neben den Ofen gerückt, die Nummflasche, Zucker und Cigarren darauf gesetzt; auf dem Ofen der zischende Wasserkessel, unter dem Ofen die Pantoffeln und über der Einblende der Schlafrock. Mein Johann weiß was sich schickt, und daß ich, wenn ich von einem Balle nach Hause komme, nicht so bald zu Bette gehe, sondern noch eine Stunde oder zwei mit offenen Augen träume. Und so sah ich denn in



Mein Johann lag schlafend und schnarchend auf meinem Sopha.

meinen Schlafrock gebüllt und behaglich meinen Grog schlürpfend, schaute mit halbgeschlossenen Augen den blauen Wäffchen meiner Havannah nach und dachte an Allerlei. Ich bin Junggeselle und — möchte bald keiner mehr sein, und das ist Alles. Ich bin deshalb, um mir eine Frau zu suchen, eine Zeit lang auf die Bälle gegangen. Ich gehe auf keine mehr. Auf den Bällen findet man keine Frau. Die unverdeckten Operationspläne der Speculativen mit unversorgten Töchtern behafteten Mütter wiberten mich an, und als ich nach Mitternacht den Parquetboden des Tanzsaales bedeckt sah mit abgetretenen Schleppen, Fetzen von Moll, Blumen und Plüsch, und die Tänzerinnen mit glühenden Wangen und zerfissenen Kleidern, als ob hier eine Amazonschlacht geliefert worden wäre, so hatte ich auch den Geschmack an den Töchtern verloren. Auf den Bällen ist Alles unten zu lang und oben zu kurz, und so Eine nehme ich nicht, ehe noch suche ich mir eine Frau „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“, da weiß man doch auch gewiß, daß man angeführt wird. — Doch auch von den Frauen und Mädchen wollte ich nicht schwärmen, sondern von den Späßen. Nur Geduld, auch diese kommen jetzt an die Reihe.

Mitten in meinen nicht sehr erbaulichen Betrachtungen wurde ich aufgeschreckt durch ein Klopfen an meinem Fenster. Wenn man im 3. Stocke wohnt und es klopft uns Jemand Morgens 1/2 2 Uhr an das Fenster, so ist dies jedenfalls eine ganz ungewöhnliche Höflichkeitsbezeugung, und da ich mich durchaus nicht besinnen konnte, unter meinen Freunden einen dreißtückigen zu besessen, der allenfalls so etwas hätte ausführen können, so kam mir die Sache

doch sonderbar vor. Und eben klopfte es wieder. „Johann, he, Johann!“ rief ich meinem schnarchenden Diener zu. Der arme Keel beschloß sein Schnarchconcert mit einem Tremulando, fuhr in die Höhe und rieb sich die Augen. „Ach, der gnädige Herr! Verzeihung, daß ich —“ „Hat nichts auf sich, Johann. Reibe Dir die Augen vollends klar, ermuntre Dich. Es hat Jemand am Fenster geklopft.“

Der Johann sprang vollends auf die Füße: „Was — was? An dem Fenster geklopft?“ rief er und machte dabei in seiner Schlaftrunkenheit ein so dummes Gesicht, daß ich unwillkürlich lachen mußte.

„Ja, an dem Fenster geklopft. Und eben jetzt wieder, hörst Du? Dessine das Fenster.“

„Wer — ich, — das Fenster öffnen? O gnädiger Herr!“

„Dessine, sage ich!“

„O, lieber Herr! Alle guten Geister loben — — —!“

„Halte Dein Maul!“

tief ich fast zornig. „Dessine augenblicklich, oder — — —!“

Der Bursche wußte, daß ich keinen Spaß verleihe und schickte sich deshalb an, mit küheleischem Gesichte und schlotternden Knien meinem Befehle nachzukommen. Wie auf Stelzen rückte er gegen das Fenster vor, und noch einen Schritt war er von ihm entfernt, als er einen Schrei ausstieß und mit einem Satz in die Mitte des Zimmers zurücksprang.

„Was gibts?“

„O gnädiger Herr! O gnädiger Herr!“

Es war das reinste Kirchhof-Quett aus dem „Don Juan“. Wenn der Johann den „Don Juan“, schon gesehen hätte, so hätte er jetzt als Leporello singen müssen: „So nicht er mit dem Kopfe ic.“ und ich hätte dann als Don Juan erwiebert: „Das Gaukelspiel zu enden, muß ich wohl selber gehn.“ Doch da der Johann vom „Don Juan“ keinen Begriff hatte, so sang er nicht, sondern er sagte:

„O, gnädiger Herr! Zwei feurige Augen, so groß!“ und dabei beschrieb er mit den Armen einen Kreis, wonach diese feurigen Augen beiläufig so groß sein mußten wie die Eriebräder einer Schnellzuglokomotive. „Du bist ein Hasenfuß; pack Dich in Dein Bett!“ sagte ich zu dem tapfern Vaterlandsverteidiger, denn beiläufig gesagt, — der Johann war Soldat, und hatte sich in dem ruhmvollen Feldzuge gegen die Preußen die Tapferkeitsmedaille erobert. Aus seiner militärischen Erfahrung wußte der Johann, daß ein Soldat es auch verstehen müsse, muthvoll zurückzuweichen, er trat deshalb alsbald einen geordneten Rückzug an und gewann so, die Brust dem Feinde zugewendet, die Thür, durch die er alsbald — und zwar diesmal ohne das übliche „Gute Nacht!“ — verschwand.

Ich nahm die Lampe und ging gegen das Fenster. In der That, durch die Fensterscheibe glöhten ein paar große gelbe Augen in das Zimmer herein und als ich das Fenster

öffnete, erhob sich schwerfällig eine große Gule und verschwand mit geräuschlosem Flügelschlage in dem Dunkel der Nacht. In der Ecke der Fensterbrüstung bewegte sich noch Etwas. Es war ein Vogel. Ich nahm ihn in die Hand, schloß das Fenster und setzte meinen Gefangenen auf den Tisch. Es war ein halb erfrorener und dreiviertel verhungertes Spatz. Er hatte offenbar an meinem Fenster Schutz gegen die Kälte und vielleicht auch Futter gesucht, und war von dem Räuber entdeckt und angegriffen worden. Ich suchte den armen Schelm in der Hand zu erwärmen und wieder zu beleben. Doch umsonst. Er machte zwar noch einen schwachen Versuch auf die Beine zu kommen, sank aber mit einem schwachen „Bips“ auf die Seite, zitterte noch ein Weniges mit den Flügeln, streckte sich und — starb. An was er starb, ob von Kälte, oder am Hungertypus, oder an der Gule, — dieß zu ermitteln wäre nur durch eine Section möglich gewesen; für den Spatz war übrigens die Thatsache constatirt, daß er todt sei, und das war jedenfalls für ihn die Hauptsache. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein todtter Spatz mich rühren könne. Dieser rührte mich. Ohne Zweifel hatte der Bursche in seinem Leben manche Traubenbeere und manche Kerne verpeißt, weshalb wir Menschen ihn unheimlicher als ein frech Räuber“ nennen, wohl hatte er öfters — — — doc nein, de mortuis nil nisi bene. Dagegen hatte er aber auch manche Fliege verschluckt, manche Raupe gefressen, manchen Waidläufer umgebracht und viele tausend Raupeneier verschluckt, die alle ausgeschlupft und als Raupen über unsere Obstbäume hergefallen wären. Ich aber wegen dieser unzähligen Mordthaten einen „Mörder“ zu nennen, fällt uns Menschen nicht ein, im Gegentheil, wir loben ihn darum, und wir würden ihm für seine Mordthaten sogar einen Orden umhängen, wenn die Spaten sich etwas aus Orden



„O, gnädiger Herr! Zwei feurige Augen, so groß!“

machen würden. Aber ein Spatz macht sich nichts daraus. — In Beurtheilung der Spaten und Soldaten stehen wir offenbar nicht mehr auf dem Standpunkte der Moral, da wir Beiden das Morden als Verdienst anrechnen. Natürlich, die Spaten, indem sie morden, schützen unsere Obstbäume, und die Soldaten, indem sie einander umbringen, schützen unsere Dynastien. Awar zwischen Obstbäumen und Dynastien ist ein Unterschied, obgleich es auch gezwiegte Dynastien gibt. — Der Leichnam, der vor mir lag, war offenbar der eines privilegierten Mörders, weshalb ich auch beschloß, ihm ein christliches Begräbniß zugewähren. — Der Arme! Vergebens hat er, von Hunger und Kälte getrieben, an meinem Fenster um Gastfreundschaft gebeten, und vor meinem Fenster ist er vor Hunger und Kälte gestorben. Das beschloß ich an dem ganzen Geschlechte der Spaten zu sühnen, an diesen Spaten, die wir in unserer Gedankenlosigkeit vor Kälte und Hunger in diesem

grimmigen Winter verderben lassen, sie, die doch unsere Wohlthäter sind, denn ohne Spazier wäre bei uns kaum eine Feld- und Gartenkultur möglich. Das hat bei uns bald jeder vernünftige Mensch eingesehen, ausgenommen einige Esel von Bürgermeistern, die heute noch einen Preis auf die Spazierköpfe u. Maulwurfsbälge setzen. Ja, unsere Wohlthäter, uns einerlei durch welche Mittel sie es sind, das mögen sie vor ihrem Spaziergewissen im Jenseits verantworten, vorausgesetzt, daß es einen Spazierhimmel und eine Spazierhölle gibt.

Darum, edler Sprößling eines edeln Geschlechtes, dessen Leichnam hier vor mir liegt, bist Du nicht umsonst gestorben. Dein Lob hat mein Gewissen wach gerüttelt, ich werde für Deine Brüder sorgen, und indem Du gestorben bist, hast Du Hunderte der Deinigen gerettet.

* * *



Vor meinem Fenster ist er vor Hunger und Kälte gestorben.

Unter den Spazier herrschte große Bewegung. Sie hüpfen von Zweig zu Zweig, sie schwatzen und zwitscherten zu zwei und zwei, und alle durcheinander; sie waren in einer lebhaften Unterhaltung begriffen. Ob sie wohl schon den Tod ihres Kameraden erfahren haben? Ich denke wohl kaum. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung schien nur der Schnee zu sein. Wenn ich mich nicht irre, so sprachen sie ihre Entrüstung aus über dieses heillose Wetter. Das ist eine saubere Geschichte, das ist eine schöne Bescherung! Wo, in's Teufels Namen, sollen wir heute frühstücken, nachdem wir gestern nichts zu Mittags gepeist und nicht soupir haben? Ich konnte es in der That den Spazier nicht übel nehmen, wenn sie in ihrer Ungebild etwas unchristlich suchten, denn nichts ist für einen hungerigen Spazier trostloser, als solch ein großes, weißes, leeres Tischstück,



Im andern Morgen öffnete ich ein Fenster meines zur ebenen Erdo liegenden Arbeitszimmers. Es hatte die Nacht über tüchtig geschneit und der Hof des

Amtshofes war mit süßlichem Schnee bedeckt. — Auf einem Schritte von meinem Fenster, sah eine Schar Spazier.

wie es an diesem Morgen den Amtshof bedeckte. — Jetzt hüpfte ein großer alter Spazier auf einen höher gelegenen Zweig. Er wetzte den Schnabel, schlug mit den Flügeln und ließ ein lautes durchdringendes Zirpen vernehmen. Ich überlegte dieses mit dem bei uns Menschen üblichen „Meine Herren“, wenn Einer eine Rede halten will. Der alte Spazier wollte offenbar eine Rede halten, und in der That, das Spaziergeschrei hörte auf, und der Alte begann. Er sprach lange und eifrig, er war entschieden von dem Gegenstande seiner Rede erfüllt, er hüpfte hin und her, er wetzte den Schnabel, und wenn Spazier schweigen können, so schwitzte er offenbar. Seine Rede wurde öfters durch einzelne Ausrufe unterbrochen, die ich als: „Hört, hört!“ überlegte, und am Schlusse seiner Rede erkobte ein allgemeines Geschrei, offenbar ein Bravo! Ich konnte natürlich nicht verstehen, was der Alte sagte, aber ich beschloß, es aus seinen Handlungen zu errathen. Jetzt flog der Alte vom Baume herunter, ihm nach die ganze Gesellschaft, auf den Schnee gerade unter meinem Fenster. Ich mußte, obgleich Jurist, ein Zutrauen erweckendes Gesicht haben, denn die Herren Spazier genirten sich gar nicht vor mir. Was wollten sie wohl auf dem Schnee? Aha! Sie loderten den Schnee, indem sie ihn mit den Köpfchen auseinander warfen und sich, mit den Flügeln schlagend, in ihn hineinwühlten. Sie wollten offenbar den Schnee hinwegschaffen, um unter seiner Decke vielleicht Futter zu finden. Der alte Spazier sah auf einem Pfosten, der über den Schnee hervorragte und schien die Grabarbeiten zu leiten. Arme Thiere. Sie hatten den Platz schlecht gewählt und der Alte — offenbar der Höchstkommmandirende des kleinen fouragirenden Armee-corps — schien schlechte Terrainstudien gemacht zu haben. Denn — wie alle Kanzleibienen — so schüttete auch der meinige — der alte Damian — regelmäßig meine Watschschüssel zu dem Büreaufenster hinaus, und vor diesem hatte sich auch bereits eine kleine Eisbahn gebildet, auf der die Buben des Herrn Oberamtmanns mit großem Lärm sich mit „Schleifen“ zu vergnügen pflegten,

Spazengung. Zweig paraten zu zwei durch- in einer ng be- schon eraden denke egen- laltung nee zu y nicht e ihre dieses was ist e, das rung- lamen, lücken, nichts und "Ich at den men, eduld chten, einen trost- hofes, stuch, Setzt genen ügeln enen. icken Der ber kann- dem er, er tnen, durch bei!" all- na- hloß, Alte auf ob- dem Was den nder ihn weg- den. huce rme der inen dien - so gels- aus, wahn mit gten,

was in das Studium mei-
ner voluminösen Prozes-
akten „Michael Bopp con-
tra Abraham Veit, Kub-
handel betreffend“ eine
angenehme Abwechslung
brachte. Die armen Spazeng-
brachte. Die armen Spazeng-
konnten also unter dem
Schnee nichts finden als
Eis. Eis, das zwar, mit
Nahm und Vanille verfeht,
ein sehr angenehmes Er-
frischungsmittel ist, allein
in seinem unverfälschten
Naturzustande vorerst noch
nicht zu den Nahrungs-
mitteln gerechnet werden
kann. Ein junger Spazeng-
Pionnier schien zuerst diese
Entdeckung gemacht zu ha-
ben, er hüpfte nach dem
Commandantensofen und
rapporitierte. Der Alte schien
ausgebracht, er schüttelte
zornig den Kopf, er war
offenbar entrüstet, daß ein
junger Offizier, — diesen
Rang schien der junge
Spaz in der Spazengarmee
zu begleiten — geschickter
sein wollte und vielleicht
geschickter war, als er, der
alte General, und wenn
ich den Gesicht- oder vielmehr den Schnabelansdruck des
Alten richtig beurtheilte, so drohte er, ob dieses ungeheuern
gleich sich dieser einer vor-
trefflichen Gesundheit zu
erwehren schien — wegen
Kränklichkeit pensioniren
zu lassen. Bei uns Men-
schen hat natürlich so etwas
gar keinen Anstand, die
Spazeng scheinen aber be-
züglich des Militärbudgets
engherzigere Ansichten zu
haben. Der Junge pro-
testirte heftig, mehrere Col-
legen nahmen sich seiner
an, sie schienen dem Alten
bestigte Vorwürfe zu ma-
chen, daß er sie auf's Eis
geführt habe, und schließ-
lich, und obchon der Alte
sich gewaltig in die Brust
warf und den Kröpf aus-
blies, fielen sie über ihn
her und bearbeiteten ihn
der Art mit den Schnäbeln,
daß er die Flucht ergreifen
mußte. Der ganze Schwarm
flog auf und zog sich auf
den nächsten Baum zurück.
Nur der Alte saß allein
und großend auf den hoch-
ziegelten des Amt-gefäng-
nisses und wepfe grimmig
seinen Schnabel. So ver-
mag der Hunger die Bande
des Gehorjams und der



Der alte Spaz saß auf einem Pfosten und schien die Grabarbeiten zu leiten.

„Zu Befehl, Herr Amtmann!“
„Und noch eines, Damian.“



Obchon der Alte sich gewaltig in die Brust warf, fielen sie über ihn her und bearbeiteten ihn mit den Schnäbeln.

Disciplin zu lockern, wes-
halb eine gute Verprovian-
tirung doch immer die
Hauptsache bleibt. Da ich
die Spazensprache nicht ge-
läufig verstehe, so kann ich
natürlich nicht mit voller
Bestimmtheit behaupten,
daß ich den Vorgang unter
meinem Fenster ganz richtig
beurtheilt habe, aber so un-
gefähr wird es jedenfalls
gewesen sein.
„Damian“, rief ich dem
alten Kanzleidiener, „he,
Damian!“
„Zu Befehl, Herr Amt-
mann!“
Der Damian war ein
alter Soldat, mit einem
Schuß im Beine, einem
unlöschbaren Durste und
einer Leidenschaft für Knack-
würste, und außerdem hatte
er noch das übliche „Ja-
wohl“ und „zu Befehl“ aus
einem Soldatenleben mit
gerübergerettet.
„Bitte, Damian, rein-
igen Sie doch den Platz da
vor meinem Fenster vom
Schnee. Ich möchte gerne
die armen hungernden Bäu-
schütten Sie doch nicht das
Waschwasser vor das Fen-
ster, es gibt ja eine ganze
Eisbahn.“
„Zu Befehl, Herr Amt-
mann. Aber —“
„Was, aber?“
„Aber die Frau Ober-
amtswärterin —“
„Nun, was ist's mit der
Frau Oberamtswärterin?“
„Die Frau Oberamt-
swärterin haben es befohlen,
weil wegen der Schleife für
die jungen Herren Ober-
amtswärter und Frauen-
wärtlerin Oberamtswärter.“
Ich mußte herzlich lachen.
„Ja freilich, wenn es die
Frau Oberamtswärterin be-
fohlen hat. Nun dann, so
lehren sie den Schnee weg.“
„Zu Befehl, Herr Amt-
mann!“
Während der Damian
mittelfst eines Besens diese
nicht sehr schwierige Depre-
cation vollzog, hatten sich
die Spazeng auf einen noch
weiter entfernten Baum
zurückgezogen und betrach-
teten mit aufmerksamen
Interessen das Gebahren
des alten Schnurbartes.
Der abgesetzte General saß

immer noch großend auf seinem Hohlziegel. Jetzt war eine ziemliche Stelle reingefegt und ich warf einige Hände voll des mitgebrachten Futters — Hansfamen und Gerste gemischt mit kleingeschnittenen Kartoffeln und Gelbrüben — auf die freie, sehr in die Augen fallende Stelle. Ich schloß das Fenster und lauschte hinter dem Vorhange, um mich an diesem Späzenentzücken zu erfreuen.

Doch ich täuschte mich. Die Späzen, so hungrig sie auch waren, und obshon sie mit langen Hälsen nach dem Futter herüber schauten, — sie kamen nicht. Ja, jetzt sogar erhoben sie sich mit großem Geschrei, flogen über das Amtsgesängniß, gerade über ihren ehemaligen General, der ihnen mit großer Verachtung nachschaute, hinweg und verschwanden gänzlich aus meinem Gesichtskreise. Es war offenbar, sie trauten nicht. Sie halten uns Menschen für Schufte und hinterlistige Verräther, und keiner großmüthigen Regung fähig, und von ihrem Späzenstandpunkte aus haben sie nicht ganz Unrecht. Habe ich doch erst vor zwei Tagen gesehen, wie

Oberamtmanns Karl und Gefangenwärters Fritz den Vogel Fütter streuten, nicht um sie zu füttern, Gott behüte! nein, nur um sie bequem mit Steinen todzuwerfen und mit dem Blasrohre todtschießen zu können, und die Frau Oberamtmännin jah aus dem Fenster lächelnd den harmlosen Spielen der lieben Jungen zu. Daß ich dem Karl das Blasrohr confisicirte und dem Fritz eine hinter die Ohren schlug, daß er heulend davon rannte, hat die Frau Oberamtmännin Abends in der Theeviste bei der Frau Obergollinspectorin und in Gegenwart der Frau Rheinschiffahrtsoctroibereinerin und mehrerer anderer Damen aus der noblen Gesellschaft als eine „unbegreifliche Noheit von einem gebildeten wohlhabenden Manne“ bezeichnet, wie ich überhaupt bei der Frau Oberamtmännin nicht sehr in Gunsten stehe, seit ihre älteste Tochter — — — doch das gehört nicht hierher, wenden wir uns lieber wieder zu unsern Späzen. — Das Mißtrauen der Späzen ist also vollkommen gerechtfertigt, und wir haben es uns selber zuzuschreiben, wenn sie uns jeder Hinterlist für fähig halten. Ich zog mich zu meinen Prozeßakten „Dopp contra Levi“ zurück, um den mißtrauischen Thieren Zeit zu lassen, sich zu beruhigen.

Nach einer halben Stunde trat ich wieder hinter den Vorhang. Noch war Alles leer, weit und breit kein Vogel zu sehen. Sogar der alte General saß jetzt nicht mehr auf seinem alten Plaze. Na, auch der mißtrauisch!



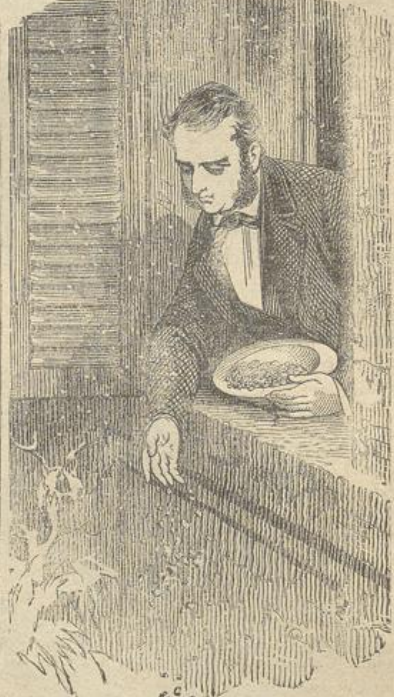
„Zu Befehl, Herr Amtmann!“

Reisens nehmen vor dem Feinde, das mag wohl schon vorgekommen sein bei Generalen, aber Reisens nehmen vor einer reichbesetzten Tafel, wie hier — der Fall war gewiß einzig in seiner Art, und ein neuer Beweis, wie sehr wir bei den Späzen alles Vertrauen verloren haben.

Noch eine Viertelstunde wartete ich vergebens, und eben wollte ich mich wieder mißmüthig zu meinen Affen wenden, da:

„Und fuster plötzlich ward der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in graulichem Gewimmel
Ein — Späzenheer vorüber ziehn.“

Ueber dem Dache des Amtshauses machten sie eine Schwärzung und fielen schreiend und spektakulirend auf die große Linde ein. Der Schwarm war wenigstens 4 mal so stark als der unter dem Commando des alten Generals gestandene, und es mußte sich deshalb die Nachricht: „unter dem Fenster des Amtmannes befindet sich ein reich gefülltes Proviantmagazin, aber es sei dem Amtmann nicht zu traun“ in



der Umgegend mit Blitzesschnelle verbreitet haben. Und in der That, noch trauten sie mir nicht und verfuhen mit einer Vorsicht, die dem erfahrensten Strategen Ehre gemacht hätte. Von der Hauptarmee lösten sich etwa 12 Späzen ab und flogen auf den dem Futterplaze zunächststehenden Baum. Das waren die Vorposten, jebesfalls jede, unternehmende Burschen. Nach kurzer, zwitschernder Beratung senkten sich zwei von diesen senkrecht

Ich warf einige Hände voll des mitgebrachten Futters von dem Hause auf die freie, sehr in die Augen fallende Stelle. Ich warf einige Hände voll des mitgebrachten Futters von dem Hause auf die freie, sehr in die Augen fallende Stelle. Ich warf einige Hände voll des mitgebrachten Futters von dem Hause auf die freie, sehr in die Augen fallende Stelle. Ich warf einige Hände voll des mitgebrachten Futters von dem Hause auf die freie, sehr in die Augen fallende Stelle.

Ich hatte einen rechtschaffenen Respect vor den beiden kleinen Burschen. Denn wenn auch einer eingebildet zu Gefahr, sie glaubten doch einer Gefahr entgegen zu gehen, sie schlugen ihr Leben in die Schanze, um die Ihrigen vor Gefahr zu schützen, und es war eine wirkliche Heldenthat,

Die hier vor dem Fenster meiner Schreibstube spielte. Die Untersuchung der beiden tapfern Spaken schien zu ihrer Zufriedenheit beendet, — nichts von Köpfschaareschlängen, keine bösen Buben mit Blasrohr oder mit mörderischen Steinen — und jetzt — jetzt freilich konnten sie länger nicht mehr der Versuchung widerstehen, von diesen köstlichen, lange entbehrten Körnern zu picken. Doch nur eine Viertel Minute erlaubten sie sich diesen Genuß, dann flogen sie zu ihren Kameraden auf dem Vorpostenbaume zurück. Diese erhoben ein Triumphgeschrei und im Nu erhob sich die ganze Wolke von Spaken von dem benachbarten Baume und ließ sich auf dem Futterplage nieder. Und nun dieses Gezwitsher, dieses Geschwäg, dieses Flügeltschlagen und dieses Bicken der ausgehungerten Thiere. Nein, wie ließen die sich's schmecken. Ich hatte mir selbst mit diesem Feßschmause der Spaken ein wahres Vergnügen bereitet. Doch diese friedliche Scene sollte nicht lange dauern. Kaum war der ärgste Hunger gestillt, so regten sich in den Spaken die höflichen, ich hätte bald gesagt menschlichen Leidenschaften: Haß, Neid, Zorn, Mißgunst. Einer suchte dem andern die schönsten Körner vor dem Schnabel wegzupicken. Sie hatten gegen einander, sie verfolgten einander, zwei Spaken erhoben sich wirbelnd in die Luft und fochten um eine wichtigere Ursache, als um die wir Menschen uns oft die Hülfe brechen, denn es handelte sich um ein besonders schönes Gerstenkorn. Diese Spaken, die im Unglück so edel, so heldenmüthig sich zeigten, wurden jetzt im Glück und Ueberflusse förmlich gemein. Tout comme chez nous. Und besonders die jungen Spaken waren es, die sich am frechsten und unverschämtesten auführten. Da war keine Achtung vor dem Alter, kein Respekt vor den Damen, die schönsten Körner pickten sie vorweg, und mancher Spakenvater und manche ehrwürdige Spakenmutter mußten sich mit Kartoffeln begnügen. Ebenfalls tout comme chez nous. — Einige Finkenpärchen, durch das Geschrei angeleckt, hatten sich auch auf dem



Sie hatten gegen einander, sie verfolgten einander, zwei Spaken erhoben sich wirbelnd in die Luft und fochten ein Duell aus.

Da lag der freche Bursch und streckte alle vier Beine, d. h. alle Zwei von sich.



„Hatte Dein Maul! Du wirst bis nächstes Frühjahr eingesperrt.“

Platze eingefunden, aber nur schüchtern wagten sie es, in dem äußersten Kreise einzelne verlorene Körner aufzuspüren. Kaum wurden sie von den Spaken erblickt, so stürzten sich einige junge Gelschnäbel grimmig auf die armen Finken und verjagten sie. Wieder und wieder kamen die Finken angelogen und suchten ein Körnchen zu erhaschen, und wieder und wieder wurden sie mit grimmigen Schnabelhieben verjagt. Diese Unverschämtheit empörte mich und ich beschloß, sie zu bestrafen. Ich bin nun zwar ein abgejagter Feind von allen körperlichen Nützigungen, aber hier konnte ich sie, wenn ich die bescheidenen armen Finken vom Hungertode erretten wollte, den unverschämten Spaken nicht ersparen. Ich nahm das Oberamtmanns Karl abgenommene Blasrohr, öffnete vorsichtig das Fenster und brannte oder vielmehr blies einem der frechsten Spakenjünglinge eine weiche Leiftugel auf den Kopf. Die ganze Vogelschaar erhob sich mit einem Schrei der Entrüstung, und zerstreute nach allen vier Winden. Der Spak war glücklicherweise nicht todt, sondern nur betäubt, und da er wieder zu zappeln anfing, holte ich ihn in mein Büro herein und nachdem er sich wieder ganz erholt hatte, hielt ich ihm eine ernste Strafpredigt. „Siehst Du, unverschämter Bursche, das ist die Strafe für Deine Frechheit. Du hättest verdient todgeschossen zu werden, aber ich bin ein Feind der Todesstrafe, und das ist Dein Glück. Aber ich will Dich lehren das Alter zu ehren und gegen Damen artig zu sein. Und dann die Gastfreundschaft. Du frecher Bengel fütterst Dich selbst an einem fremden Tische und mißgönnt Andern die Wohlthat, die Du selber unverbient genießest? Weißt Du nicht, daß Gastfreundschaft eine der ersten deutschen Tugenden ist? Und Du willst ein deutscher Spak sein? Psui schäme Dich!“ Der Spak schien wirklich zerknirscht. Er schaute mich ganz bescheidenlich an und öffnete, wie zu seiner Rechtfertigung, den Schnabel.

„Hatte Dein Maul“, unter-

Frach ich ihn „und höre jetzt, welche Strafe Dich erwartet: Du wirst bis nächstes Frühjahr eingesperrt, und zwar Einzelhaft, damit Du besser zur Erkenntniß Deiner frechen Gemeinheit kommst. Zu fressen sollst Du haben, so viel Du brauchst, aber an der Freiheit, die Du so schändlich mißbraucht hast, mußt Du bestraft werden.“ Damit sperrete ich den Uebelthäter in einen alten Käfig, der auf dem Affenshranke stand, versorgte ihn mit Futter und Wasser und überließ ihn seinen einsamen Betrachtungen. Er schien sich leidlich in sein Schicksal zu fügen und nachdem er die Lokalität seines Gefängnisses besaugenscheinigt hatte, fing er gleich an zu fressen und zu laufen: Er ist halt ein gemeiner Strick.



leicht ihr Treiben mit andern Augen betrachten als bisher.
 Und wenn Du dieses thust, so ist mein Zweck erfüllt, ich habe Dir ein Vergnügen und den Wurzeln eine Wohlthat verschafft.

So, und nun schließlich noch eine Moral dieser Geschichte:
 Es ist nichts so einfach und unbedeutend in unserm täglichen Leben; wenn wir es nicht mit gewohnter Gedankenlosigkeit, sondern mit sinnigen Augen betrachten, so gewinnt es an Interesse, gewährt uns Unterhaltung und Vergnügen, und wenn wir, wie hier, ein paar alte Kartoffeln opfern, so haben wir sogar noch ein gutes Werk gethan.

Die andern Spähen, obgleich im ersten Augenblicke entrüstet, schienen doch bei näherer Ueberlegung die Gerechtigkeit meines Strafverfahrens einzusehen, denn am andern Morgen kamen sie wieder, und zwar Spähen und Finken und Meisen, und so Morgen für Morgen fand sich eine größere Zahl Gäste vor meinem Fenster ein. Der Strafakt hatte gewirkt, denn sie hielten jetzt leidlich Frieden und nur dann und wann gab es noch kleine unbedeutende Reibereien. Einige Aufregung veranlaßte ein kleiner Vorfall, da ein junger Spähe, dessen Herz bei dem guten Futter sich zärtlicheren Regungen zugeweiht begann, ein hübsches Finkenmädchen mit seinen Liebesanträgen verfolgte. Der alte Fink, der in dieser Beziehung keinen Spähe versteht, und eine ernsthafte Verbindung mit einem von der Spähensippchaft als eine Mesalliance zu betrachten schien, verwies den glühenden Liebhaber mit einigen eindringlichen Schnabelhieben in seine Scharaken zurück. Dies wollten die Spähen als eine Beleidigung ihrer Standeshere nehmen und es hätte wahrscheinlich zu unangenehmen Austritten geführt, wenn ich nicht die Gesellschaft aufgehoben hätte, indem ich in die Hände klatschte.

Und wenn wir ein paar alte Kartoffeln opfern, so haben wir sogar noch ein gutes Werk gethan.

So habe ich mich mit meinen Spähen schon manche Stunde angenehm unterhalten, und wenn dadurch, wie ich wohl gestehen muß, der Prozeß „Michael Wopp contra Abraham Veit, Kuhhandel betreffend“ etwas in Rückstand kam, so hatte dies glücklicherweise keine übeln Folgen, denn die Kuh, der die Geschichte zu lange dauerte, freipirte, und die Parteien verglichen sich.

So, das ist meine Geschichte von den „Spähen im Schnee.“ Der geneigte Leser wird vielleicht denken: Eine lange Geschichte um nichts, um einen todten Spähe und um fressende Spähen. Pah! das können wir alle Tage selber sehen, da brauchte man kein Papier deswegen zu verschmieren. Wohl, geneigter Leser, Du hast Recht. Aber wenn Du diese dumme Spähengeschichte gelesen hast, so wirst Du doch vielleicht die übrigen Kartoffeln und Brokrumen von Deinem Tische sammeln und wirst sie vor Dein Fenster werfen, und wenn dann die armen hungrigen Vögel darüber herflattern, so wirst Du doch viel-

Bilderräthsel.



Auslösung:

WADDS ITHA DZOC KA TADZADUADA WKA DZIC
 DADDS ITHA DZOC ITHADUADA WKA WADZAD

Die müssen weg!



arum der „blaue Löwenwirth“, der Christel, so fürchterlich donnert und wettert, als wäre

er ein leidhaftiges Gewitter und eben am Einschlagen, so daß sein Schenkmädchen, die Lene dort hinten, vor Schrecken ganz ultramontan wird, und die Hände faltet, die Augen verdreht und Gesichtser schneidet, als hätte sie den Syllabus mit sammt der Encyclica verschluckt?

Nun, er wird seine Ursache haben, der Christel, und er hat sie auch, wie der Hintende gleich erzählen wird.

Spazieren drei Herren durch das Thor von Albernshausen, denen man's ansehen konnte, daß sie aus der nahen Residenz kamen. Der Eine hatte eine blaue Brille auf der Nase und zwei Cigaretten im Gesicht — er hätte sie lieber im Magen gehabt, denn der leibarmen Postur nach schien er ein Schulmeister zu sein —; der Zweite hatte seinen Strohhut fest auf's Ohr gesetzt, ein Schnurrbürtchen, Streifen an den Hosens und eine Mappe unter dem Arme — offenbar ein Bruder Studio, der einen kleinen Umweg machte ins Collegium, und der Dritte mit einer Bürgerwehnmütze, einem Frack und einen Bündel drin, war offenbar ein Post- oder Eisenbahngeliebte, wie man sie, um das Publikum abzuschrecken, an die Schalter zu stellen pflegt. — Die Drei hatten eine Landpartie in der schönen Umgebung von Albernshausen gemacht, Jeder in der Hoffnung, die Kasse der andern Zwei sei besser bestellt, als seine eigene, deren Metallvorrath nur in dem unentbehrlichen Hausschlüssel bestand, ein Zerthum, den sich indeß bald aufgeklärt, und Jeden der Drei mit Entrüstung über die Gemeinheit der andern Zwei „kein Geld zu haben“ erfüllt hatte.

„Die Natur habe ich genossen,“ sagte der Schulmeister mit einer Kammermienne und strich sich mit der Hand über den Leib, der einen hohen gurgelnden Ton von sich gab, „wenn ich aber sonst nichts zu genießen bekomme, so sterbe ich auf dem Pflaster dieses verdammten Nestes. Psui über Euch, mit Euern Bettelmannstaschen. Ich bin ein armer Schulmeister, und habe das Recht Nichts zu haben, aber Ihr — — —“

„Hätte ich gewußt“, knurrte der Schalterbeamte, „daß Ihr solche Hungerleiber seid, ich wäre — —“

„Silentium!“ unterbrach der Studio die entrüsteten Freunde, „und schämet Euch! Geld haben wir keines, das ist richtig, und in dieser Beziehung habe ich mich in Euch

schändlich getäuscht. Ich aber, ich habe mehr als Geld, ich habe Genie, und mein Genie muß uns aus der Patsche helfen!“

Der Postbeamte schlug ein höhnisches Gelächter auf und selbst der Schulmeister verzog seine schmalen Lippen zu einem matten ungläubigen Lächeln.

„Was ist da zu lachen?“ fuhr der Student begeistert fort und zog ein Taschenspectiv hervor. „Seht Ihr dieses Instrument? Mit diesem haben wir heute Natur gekneipt, mit diesem werden wir uns heute noch andere, materielle Genüsse verschaffen. Wollt Ihr einen fetten Schinken verpeisen, Schulthraun?“

Der Schulmeister feuchtete die Lippen und eine Thräne stieg ihm in's Auge. „Schinken? Und auch noch einen fetten? Heinrich, das ist schlecht von Dir, so grausam mit dem Erhabenen zu scherzen zeugt von einem schlechten Herzen!“

„Und Du, Buckelmeier“, wandte sich der Herr Heinrich zu dem Postbeamten, „wills Du eine Flasche von des Löwenwirths ausgezeichnetem Fünfundsechziger?“

Der Herr Buckelmeier riß die Augen auf und fuhr sich mit der Hand über den Schnurrbart. „Du bist ein Narr, Heinrich,“ sagte er; „Fünfundsechziger? freilich will ich!“

„So kommt, und höret meinen Feldzugsplan.“

Der blaue Löwenwirth lag gerade unter dem Fenster und schaute spazieren, Straße auf, Straße ab; da kamen die Drei vom Rathhause her, an der Apotheke vorbei. An der Freitreppe zur Apotheke blieben sie stehen, der Buckelmeier schaute mit seinem Spectiv des Apothekers Treppe an, der mit der blauen Brille gestickte mit den Händen, und der Heinrich öffnete seine Mappe und schrieb etwas hinein.

„Was mögen die nur haben?“ sagte der Löwenwirth und schob die Mütze aus der Stirne, um besser sehen zu können. Ich glaube gar sie thun des Apothekers Treppe abtenterfeien?“

Jetzt war das Kleeblatt an des Löwenwirths Treppe angekommen, die sieben Stufen weit in die Straße hineinreichte. Der Herr Buckelmeier zog das Spectiv heraus, schaute die Stiege an, schüttelte den Kopf und sagte: „Die müssen auch weg.“ Die blaue Brille nahm den Stief, maß die Stiege auf und ab, in die Breite und in die Höhe, schüttelte ebenfalls den Kopf und sagte: „Freilich müssen sie weg.“ Der Student nahm seine Mappe hervor, schaute auf die Hausnummer und schrieb sie auf, dann zeichnete er die Treppe hinein, machte einen biden Strich durch und sagte: „Weg müssen sie!“ Und alle Drei setzten ihre Namen darunter.

Jetzt hielt's der Löwenwirth, der dem Manöver mit offenem Munde zugeschaut hatte, nicht länger aus.

„Mit Verlaub, meine Herren,“ sagte er und küpfte sein Käpplein, „was machen Sie da an meiner Stiege, wenn man fragen darf?“

„Seid Ihr der Besitzer von Haus Nr. 47?“ schnauzte ihn der Herr Buckelmeier an und richtete das Spectiv auf ihn, daß der Christel, erschrocken zurückfuhr.

„Freilich bin ich's,“ stotterte dieser, „wa — was wünschen Sie?“

„Drum!“ sagte der Schulmeister und starrte den Christel durch seine blauen Brillengläser an, „drum müssen die Staffeln vor Euren Hause weg; innerhalb 8 Tagen, bei Zwangsvermeidung.“

„Wa — was? Die Staffeln weg?“

„Freilich, sie föhren das Allignement; weg müssen sie,“ sagte der Herr Heinrich, und zum Beweise hielt er dem Löwenwirth die Mappe unter die Nase.

„Minjemang?“ schrie jetzt der Löwenwirth. „Wer ist der Minjemang? Was scheert mich der Minjemang? Wenn dem Minjemang meine Stiege nicht recht ist, so soll er drum herumgehen!“

„Ruhig, Mann, und nicht grob. Wir sind die Straßens-Inspection, und das Grobsein ist unsere Sache. Das Mignement aber ist Gerablegung, Straßenerweiterung, und da ist eure Treppe im Wege, und weg muß sie; verstanden?“

„Es ist freilich für Euch eine unangenehme Geschichte“, sagte Herr Buckelmeier und zuckte bedauernd die Achsel, „aber da ist nichts zu machen, wir müssen unsere Pflicht thun und die Treppe in unsern Rapport aufnehmen und der Straßens-Direction vorlegen.“

„Dem Apotheker seine müssen auch weg,“ setzte der Schulmeister tröstend hinzu. —

Jetzt war's dem Christel aber nicht mehr einerlei. Die Treppe weg? Wie sollten denn da seine Gäste in den Löwen kommen? Der erschrockene Hausbesitzer wischte sich den Angtschweiß von der Stirne und sagte: „Wollten die Herren nicht erst ein Bißchen hereinpazieren? In der Stube läßt sich die Sache besser besprechen.“

Die Herren hatten aber keine Zeit, sie waren sehr beschäftigt, sie hatten noch mehrere Treppen in den Rapport aufzunehmen. Der Christel aber gab nicht nach, er kam — mit der Mütze in der Hand — unter die Hausthür: „die Herren möchten doch seinem Hause die Ehre schenken,“ und becomplimentirte sie in die Stube hinein.

„Nun, meinethwegen,“ sagte der Herr Heinrich, „ein paar Minuten können wir schon aushalten.“

„Gene, eine Flasche Kümmel- und feuchziger, vom Besten!“ rief der Löwenwirth und wuschte den Tisch mit dem Nermel ab. Der Herr

Buckelmeier ließ ein behagliches Knurren hören und schob hastig das Perceptiv in die Tasche.

Nach der ersten Flasche sagte Herr Buckelmeier: „Was meinen Sie, meine Herren Collegen? Eine von den sieben Staffeln könnten wir dem Löwenwirth lassen, denke ich!“

„Meinetwegen,“ sagte der Herr Heinrich und zog seine Mappe heraus, „die andern Sechs aber müssen weg. Sind Sie auch einverstanden, Herr College?“

Der Schulmeister aber gab keine Antwort, denn eben stellte die Pene neben die zweite Flasche einen Schinken auf den Tisch nebst Kopfsalat mit Eiern, und der Schulmeister hatte seine Augen so tief in den Schinken hineingeböhrt, daß er sie nicht mehr heraustrachte.

„Es ist nur wegen dem Eber; er schmeckt besser,“ sagte der Christel und schnitt den Schinken an, daß der Saft auf beiden Seiten auf die Platte herunter lief.

Dem Schulmeister wurde es schwarz vor den Augen. „Ich habe bei dem Herrn Straßendirector so — so vortheilhaft zu Mittag gezeuht,“ sagte er, „ich könnte höchstens

so ein kleines Versüßerle —“ und damit holte er sich ein 3/4pfündiges Stück Schinken auf seinen Teller und Kopfsalat mit drei Eiern. „Uebrigens beantrage ich, daß man dem Löwenwirth zwei Staffeln lasse,“ setzte er hinzu und wuschte sich den Mund.

„Ich stimme für drei,“ schrie der Herr Buckelmeier, als der Christel die dritte Flasche entwarfte. Bei der vierten Flasche rief der Studio: „Löwenwirth, Ihr seid ein Ehrenmann, Ihr sollt 4 Staffeln behalten.“ Bei der fünften Flasche hielt Herr Buckelmeier eine Standrede über den Einfluß des Eber auf die Straßens-Correctionen; bei der sechsten Flasche fing der Schulmeister an zu schluchzen, und, den abgenagten Schinkenknochen über seinem Haupte schwingend, erklärte er den klauen Löwenwirth für den schäbsten Mann, den er jemals gesehen.

Bei der siebenten Flasche endlich fiel der Studio dem Löwenwirth um den Hals: „Herzensüber, wir müssen schmollren! Wie heißt Du?“

„Christel,“ sagte der Löwenwirth.

„Bruderherz, Christel! Sieben Flaschen, sieben Staffeln! Du magst Deine Stiege behalten, der Teufel hole das Mignement, wir nehmen's auf uns!“

„Hurrah! wir nehmen's auf uns! Pereat das Mignement!“ schrien die Drei und stießen die Gläser an.

„Pereat der alt Linjemang!“ glückte der Christel, „aber schriftlich will ich's haben, schriftlich!“ und dabei schlug er auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe fuhren.

„Sollt's schriftlich haben, Bruderherz,“ rief der Student und riß das fatale Blatt aus der Mappe, „da, und unsere Unterschriften hast Du auch, jetzt kann's nicht fehlen.“

„Aber dem Apotheker seine kommt doch weg?“ schrie der Christel, denn er war ein Feind des Apothekers.

„Freilich kommt sie weg, in 8 Tagen muß alles glatt sein.“

„Hurrah!“ schrie der Christel. „Und jetzt noch eine Flasche zum Zuspitz, derweil der Christian anspannt, denn die Herren dürfen nicht zu Fuß nach Hause, das leidet mein Eber nicht!“

Acht Tage lang schaute der Löwenwirth jeden Tag zum Fenster hinaus, ob dem Apotheker seine Treppe noch nicht abgebrochen werde. Nach 14 Tagen aber, als dem Apotheker seine Treppe als noch nicht abgebrochen war, ging er zum Bürgermeister und erzählte ihm die Geschichte und zeigte ihm die Urkunde. Der Bürgermeister schaute das merkwürdige Aktenstück mit großen Augen an, dann lachte er: „Löwenwirth nichts für ungut, aber Ihr seid ein Esel. Den drei lustigen Strolchen war's weniger um eure Treppe als um Euren Eber zu thun; des Apothekers Treppe aber bleibt wie sie ist.“

Wunder's Eud nun, daß der Christel so suchstufelswidrig ist und daß die Pene ein so dummes Gesicht macht?



„Freilich müssen sie weg!“

Illustrationen zu Deutschen Dichtern.



Und er richtet sich auf mit Gebrüll,
Da wird's still.
Schiller im „Handschuh“.



„Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus,
Was kann dich in der Dämmerung so ergreifen?“
Göthe im „Faust“.

Bilderräthsel.



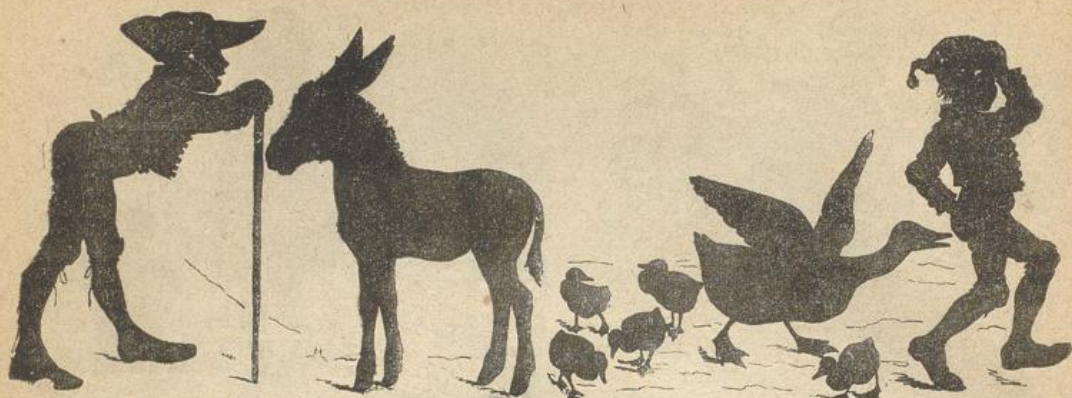
Auflösung: 'DCCCLXVI'

Bilderräthsel.



Auflösung: 'CCXXXVI'

Allerlei Thiergeschichten



Zum Eselchen spricht's Jüngelchen:
 „Wie dumm doch siehst du aus!“
 Das Langohr denkt: „Du Schlingelchen,
 Ich mach' mir nichts daraus!
 Ich bin ja so bescheiden
 Und muß so Vieles leiden;
 Es fragt sich noch dazu,
 Wer klüger von uns Beiden
 Ansieht, ich oder du.“

„Wart', Bub, ich will dich lehren,
 Uns unsern Frieden stören!
 Sollst sehn, du wirst gebissen!
 Deine Mutter soll es wissen:
 Du wirfst nach mir mit Steinen
 Und ängstigt meine Kleinen.
 Gleich sollst du dich entfernen,
 Zur Schul' gehn und was lernen
 Und besser dich betragen!
 Muß das die Gans dir sagen?!"

2.



Mädel geht auf seine Art
 Einfach und manierlich,
 Und dem Köpfschen, gar so zart,
 Steht das Kränzlein zierlich.
 Kommt die Geiß und nascht dem Kind
 Von dem Kopf die Blüthen.
 Mädel, breh dich um geschwind!
 Kränzlein muß man hüten.

4.



„Das Schwein, das Schwein, das steckt so recht
 Voll Trost und Eigensinn;
 Wohin man's gerne haben möcht',
 Da will's durchaus nicht hin.
 Drum, soll es vorwärts, zieht man fein
 Am Schwänzlein es zurück;
 Und daß ein Schwänzlein ist am Schwein,
 Das ist ein wahres Glück!"

Allerlei Thiergeschichten.

5.



Jetzt aufgepaßt, ich bitte,
Jetzt kommt das Militär!
Der Hans mit stolzem Schritte
Voran, und in der Mitte
Die Gretche und das Dritte,
Bierbeinig hinterher.
Der Hans so stolz und prächtig
Die Gretche so bedächt'g,
Das Hündchen voll Verdruß:
„Gern desertiren müßt' ich —
Ich folg' nur, weil ich muß.“

7.



„Meine Kaninchen gefallen
Mir freilich alle Drei,
Aber Eines ist von allen
Das hübscheste dabei;
Denn ein Kunststück versteht es:
An den Ohren läßt es sich
Von mir aufheben säuberlich.
O kommt doch, kommt und seht es!“

6.



Der Peter mit dem Kälbchen will
Zu Markte nach der Stadt;
Auf einmal steht der Peter still —
Nun sagt mir, was er hat.
Er steht und steht und simulirt:
„Wie ist das eigentlich?
Bin ich es, der das Kälbchen führt,
Oder führt das Kälbchen mich?“

8.



Auf dem Weglein ein Alter sitzt,
Will sich einmal verschauen,
Da kommt ein Bürschlein ganz erhitzt
Quer über's Feld gelauten.
„He, Bürschlein, lauf' so schnell nicht fort,
Ich will dich erst was fragen:
Den nächsten Weg zum Dorfe dort,
Den kannst mir doch wohl sagen?“
„Da über's Feld hin müßt du gehn,
Dann immer links am Zaune!
Du siehst da doch die Klübe stehn?
Auf're, das ist die braune.“

Illustrationen zu Deutschen Dichtern.



Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr.

Schiller im „Ritter Loggenburg“



Zum Schädel ohne Scheff und Zopf
Zum nackten Schädel ward sein Kopf.

Bürger in der „Rezene“.

Das Staatsiegel des norddeutschen Bundes.



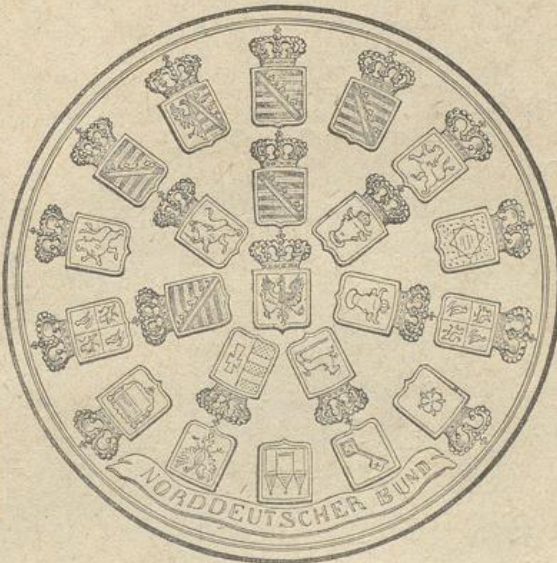
Wenn der werthe Leser nicht schon aus der Ueberschrift ersehen könnte, was er vor sich hat, er würde glauben, der Hinkende wolle ihm ein Verzeichniß von abgeschätzten Sachsen und Groschen aufstischen. Es sieht fast so aus, namentlich mit den Koburgern und Weimaranern dort oben herum. Vorerst aber sind sie noch im Kurs.

Die Mitte nimmt natürlich Preußen ein mit seinem einköpfigen Adler, der nach links blickt, so wie wir ihn sehen; steht man aber hinten hinum, so blickt er nach rechts; es kommt eben alles auf den Standpunkt an. Preußen hat mit großer Bescheidenheit sein Wappen nicht größer stehen lassen, als die Andern alle; dagegen hat es sich, als der Sonne des norddeutschen Planetensystems, die Mitte vorbehalten. Die 7 um den Mittelpunkt kreisenden Hauptplaneten sind: Sachsen (Königreich), Hessen, 2 Mecklenburg, Sachsen-Weimar, Oldenburg und Braunschweig. Sachsen balancirt gerade über der preussischen Krone; links davon ist der heftigste Löwe mit zwei Schwänzen, der eine über'm Main hüben, der andere drüben; die zwei Ochsenköpfe rechts von Sachsen sind Mecklenburger ihres Zeichens; neben denselben springt das Braunschweiger Ross, das von seiner hervorragenden „Verpreußung“ noch gar keine Ahnung zu haben scheint; das Kreuz mit den drei verdeckten Karten daneben ist Oldenburg, und zwischen dem und dem heftigsten Leu'n ist Sachsen-Weimar, ganz gezeichnet wie sein vornehmer königlicher Vetter, nur daß es bedenklich auf die Seite hängt.

Im äußersten Kreise kommen die 14 Nebenplaneten. Oben ein Sachse, rechts davon ein Sachse, links das zweite Bild wieder ein Sachse; das sind Meiningen, Koburg und Altenburg. Welches Schild gerade dem einen oder dem andern dieser drei Sachsen zukommt, weiß der Hinkende nicht; sie sollen's selber unter einander ausmachen. Zwischen den zwei Sachsen links oben ist ein halber Sachse und halber Preuße; es ist dieß die Nation Anhalt, die aber wegen ihrer Zweitheilung und aus andern zureichenden Gründen nicht weiß, woran sie sich eigentlich halten soll. Die nun rechts und links abwärts folgenden Löwen sind das Wahrzeichen von den 2 Schwarzburgen oder Schwarzbürgern. Um das Gleichgewicht herzustellen, kommt nun rechts Waldeck mit einem achteckigen Stern; vielleicht ist's aber auch bloß eine Gucktorle. Nun folgen rechts und links die schönsten deutschen Wappen: je zwei Leu'n und zwei Störche oder Kraniche oder Biffelgänse oder was sie sonst sein mögen; die Dinger sind so klein, daß einem bei der Betrachtung die Augen überlaufen; das bezeichnet die zwei stammverwandten Nationen Meiß-Schleiz-Greiz-Lobenstein-Ebersdorf u. s. w., u. s. w. Hierauf folgt rechts eine Rose, es kann aber auch ein Tag- und Nachtblümlein sein, für die Nation derer von der Lippe und zu der Lippe zu Detmold. Die übrigen Lippe'schen Völkerschaften aber haben links ein Brennnesselblatt mit einer Krone darüber; soll heißen: Miß! mich nicht an! Nun ist's mit den Kronen aus, und nach dem hohen Adel kommt noch das verehrliche Publikum. Es sind die

drei Hansensfäbte: Bremen, Hamburg und Lübeck. Der krautige Doppeladler links bezeichnet den hochweisen Rath und die sehr ehrenwerthe Bürgerschaft der freien Stadt Lübeck († 1599, Ballhorn). Die drei auf der Spitze stehenden Thürme (1 christlicher mit dem Kreuz und 2 türkische mit dem Halbmond) mit dem durch sie verdeckten Jungfernstieg gebhren nach Hamburg, und der Schlüssel endlich ist der Schlüssel zum Rathskeller in Bremen, wo die berühmten Weine lagern.

Sol! Wer von den Lesern Gebuld genug gehabt hat, dem Hinfenden durch dieses Labyrinth zu folgen, der hat zugleich die Geographie seines großen Vaterlandes studirt. Er thue noch Baden, Württemberg und Bayern dazu, die auf der Rückseite angebracht sind, und Lichtenstein, das auf dem Rande sich befindet, und er hat das große, schöne, deutsche Vaterland vor sich. Herr, erbarme dich! Doch Muth! Der Hinfende, der seine goldene Hochzeit längst hinter sich hat, hofft noch vor der Feier seiner diamantenen ein Siegel zu erleberr, das dem Modellstecher die Mühe nicht mehr machen wird, wie das Gegenwärtige. Was dann darauf kommt, steht in Schicksals Händen. Wenn die Süddeutschen mit ihrer nationalen Haltung so fortmachen, könnte das Mecklenburgische Wappen den Sieg davontragen.



Bauern Claus, in dem Dorfe Bernsbach, ein Vieblein zu singen.

Der Claus hatte schwarzes Haar, und seine Frau, Susanne, hatte braunes Haar, und von den vier älteren Buben waren, wie sich's gehörte, die eine Hälfte schwarz-braun und die andere Hälfte braun-schwarz. Da kam nach ein paar Jahren ein Spärling nach, und der war roth wie ein Eichhörnchen. Unglücklicher Weise war gerade zur unrechten, oder vielmehr zur rechten Zeit, ein rother Husar in Urlaub im Dorfe gewesen, und der war so durch und durch ein rother Husar, daß er nicht nur eine rothe Uniform auf dem Leibe, sondern auch rothe Haare auf dem Kopfe und unter der Nase hatte.

Ein rother Husar und der kleine rothe Peter? Nun war es natürlich um den guten Ruf der armen Frau Susanne gesehen, obgleich er bisher so rein gewesen war, wie der ihrer Namenspatronin in der Bibel. Was nützte es der armen Frau, daß sie bisher Erbe war wie Eisen und treu wie Gold? Was nützte es, daß sie auch gar nicht mehr jung und hübsch war, und daß eigentlich kein Mensch im Dorfe den rothen Unglückshusaren mit ihr im Verkehr gesehen hatte? Das Dorf muß von Zeit zu Zeit sein Opfer haben, gerade wie die Stadt, und was in der Stadt die Kaffee-Bisite, das ist im Dorfe der

Brunnen. Beim Brunnen in Bernsbach wurde die Verleumdung gesät und von hier aus wucherte sie, wie häßliches Unkraut durch das ganze Dorf. Die Weiber lächelten hämisch, die Männer zuckten die Achseln, man zischelte einander in die Ohren, und, was das Schlimmste war, man zischelte es auch dem Claus in die Ohren. Der Claus aber hatte offene Ohren und einen harten Kopf, und wenn dem einmal durch seine langen Ohren etwas in seinen harten Schädel hineingewachsen war, da war es nicht mehr herauszubringen; die arme Frau mochte sich verheißeln und verschwören, so viel sie wollte, und ihre Anschuld mit Thränen befeuern: der kleine Nothkopf blieb dem Allen ein Dorn im Auge und Frau Susanne hatte die Hölle auf der Welt, während ihre Ehe bisher doch eine ziemlich — erträgliche gewesen war. Ost brühte sie weinend ihren kleinen Buben an's Herz und nannte ihn ihr Unglückskind.

Der aber gebieh, der ganzen Welt zum Trost, prächtig und strampelte und schrie und lachte so lustig in diese feindliche Welt hinein, als sei er der willkommene Thronerbe eines Königs und wäre sein Eintritt in die Welt mit 101 Kanonenschüssen gefeiert worden. Er war wirklich ein wunderbar kräftiges Kind, der kleine Peter, und wäre ein Maler im Dorfe gewesen, der hätte ihn sicherlich recht hübsch gefunden mit seinen feuerrothen Wöckchen um das frische aufgeweckte Gesicht; würde ihn wohl gar als einen kleinen heiligen Johannes gemalt haben, obschon unsere Theologen es noch nicht herausgebracht haben, ob der Johannes rothe oder braune Haare gehabt hat. Aber die Bauern und namentlich die Bauernweiber verstanden davon nichts, und nannten ihn eben nur mit verächtlichen Blicken den kleinen Nothkopf.

Noth, Schwarz und Gold.

— Eine Dorfgeschichte.

I. Noth.

Noth, Schwarz und Gold! Was haben die drei Farben nicht schon einen Lärm in die Welt gemacht, jede für sich allein, und alle Drei zusammen. Das Gold ist ihnen aber abhanden gekommen, dafür machen jetzt Noth und Schwarz als Nothe und Schwarze um so mehr Spektakel.

Doch davon an einem andern Orte, hier haben wir's mit Noth, Schwarz und Gold zu thun, und zwar vorerst mit Noth. Noth, die Farbe der Liebe, der Rose, der Morgenröthe, es wäre offenbar die vornehmste Farbe, wenn's nur nicht auch rothe Haare gäbe; die rothen Haare haben ihm allen Kredit genommen. Wenn Einer eine recht schauerliche Geschichte schreiben will, so gibt er dem Wüßwicht gewiß rothe Haare, und ich glaube, es gibt nicht eine einzige Liebesgeschichte, wo der Held und Liebhaber rothe Haare gehabt hätte.

Es ist eine eigene Sache um Vorurtheile; den, der sie hat, machen sie nicht klüger, und den, welchen sie treffen, nicht besser. Wenn man nun schon in Städten einen Nothhaarigen schief anschaut und ihm gewöhnlich nicht so recht traut, so ist dies auf dem Lande noch viel ärger. Da glaubt man gar, in jedem rothen Haare stecke ein kleiner Teufel. Davon wußte der fünfte Bube des vermögenden Hinf. Vote 1870.

Mit Dreiviertel Jahren stand er schon fest und stramm auf seinen starken, wohlgeformten Beinchen, und ehe er ein Jahr alt war, lief er umher wie eine Wachtel und zerdrückte in seinen berben kleinen Häufchen was er erwischen konnte. Zwei junge Katzen, ein kleiner Hund und vier junge Hühner wurden in kürzester Zeit die Opfer des kleinen Würgengels.

Diese sich so frühe entwickelnde, ungewöhnliche Kraft machte ihn den Leuten noch unheimlicher, und die alten und die jungen Weiber steckten die Köpfe zusammen und meinten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Abends am Brunnen, beim Wasserholen, wurden allerlei merkwürdige Entdeckungen gemacht. Anna-Liese, die Frau des Hufschmiedes, erinnerte sich auf einmal, daß der gottlose Bube just in der Walburgisnacht auf die Welt gekommen sei, ein Umstand, der allgemeines Entsetzen erregte. Der alten Reibhard, einer häßlichen, trisäugigen Hexe, fiel es ein, daß die Susanne, welche frühe ihre Eltern verloren, bei einer einäugigen Waise aufgewachsen sei, die Niemand gerne an seinem Stall habe vorübergehen sehen, wenn gerade eine milchige Kuh darin gestanden sei. Sie habe auch Allerlei gekostet, die Waise, Warzen weglympathisiren und böse Finger wegblasen, und dergleichen unchristliche Künste. Und als nun gar die Entdeckung gemacht wurde, daß die Waise, als sie gestorben, der Susanne unter anderm auch eine schwarze Riste vermachet habe, von der Niemand erfahren, was darin gewesen, aber einen schwarzen Kater könne man öfter darauf sitzen sehen, da war die Entrüstung allgemein, und die weibliche Bevöllerung hegte nicht mehr den geringsten Zweifel, daß die Susanne, wenn auch noch keine wirkliche, doch eine angehende Hexe sei.

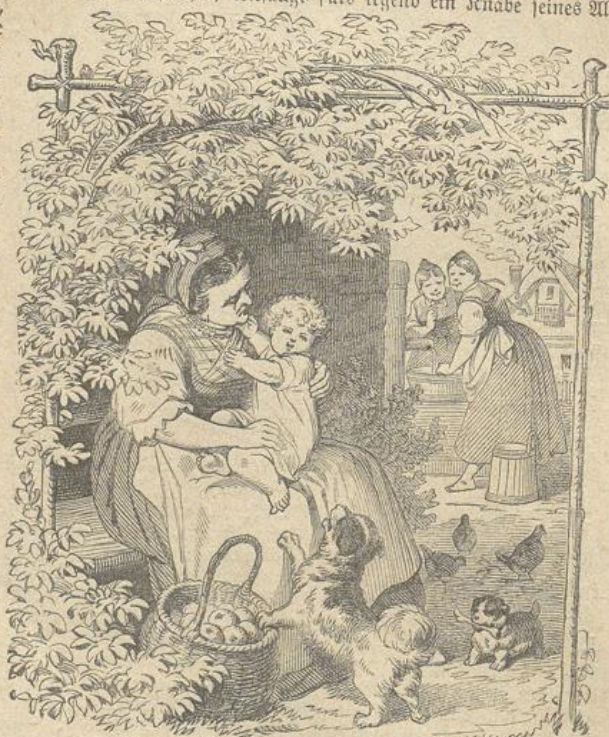
Da erbarmte sich der Himmel ihrer und nahm das arme Weib aus dieser argen Welt hinweg. Sie starb am Nervenfieber und kam vor ihrem Ende gar nicht mehr zur Besinnung; so konnte sie ihrem Manne ihre Unschuld auf dem Todtenbette nicht mehr bezeugen, wo die Sprache der Wahrheit doch vielleicht noch Eindruck auf ihn gemacht haben würde; somit aber blieb der Zweifel in seinem harten Kopf und der böse Verdacht belastete noch ihr Grab. Der kleine rothe Peter aber verlor schon in seinem vierten Jahre seine einzige Beschützerin und Freundin, und er schien von nun an nur auf der Welt zu sein, um herumgeschoben und gepußt zu werden. Der Vater, die Brüder, und folglich auch die Diensthöten, die dergleichen gar gefällig nachmachen, wenn sie es an der Herrschaft merken, Alles konnte ihn nicht leiden; alles Unrechte, was man ihm nach seinem zarten Alter nur irgend zutrauen, oder wenn es Andere gethan hatten, ihm zuschieben konnte, das wurde ihm zugeschoben: Hatte eine Magd einen

Hafen zerbrochen, so hatte ihn „der Nothe“ herunter geworfen, wenn eine Henne keine Eier legte, oder sie verstrug, so hatte sie „der Nothe“ sicherlich ausfindig gemacht und ausgetrunken oder aus Bosheit verdeckt. So ging es durch alle Dinge durch und der arme Schelm, so klein er noch war, war der vollkommene Sündenbock im Hause geworden. Aber das kleine Böcklein zeigte frühzeitig seine Hörner, und was ein anderes Kind sehen, blöde und furchtsam gemacht haben würde, das machte den kleinen kräftigen Kerl tückisch, wild und böse. Ehe man sich's versah, erwiderte er die Püffe, die man ihm gab, rächte sich an Denen, die ihm übel wollten, durch allerlei Schabernack, und machte die boshaften Streiche wirklich, die man ihm vorher fälschlich zugetraut hatte. Als er kaum sieben Jahre alt war, war schon fast kein Auskommens mehr mit ihm. Dabei war er größer und stärker als irgend ein Knabe seines Alters und gewandt wie eine

Katze. Wo die Kraft nicht ausreichte, half die Geschwindigkeit und wegenen Kühnheit. Kein Baum war ihm zu hoch, kein Dach zu schief, kein Graben zu breit. Bald zogen die viel älteren, aber schwächeren Brüder, und alle Jungen im Dorfe der Kürzeren, wenn sie mit ihm anbanden. Der zärtliche Vater ließ es natürlich an Prügeln nicht fehlen; der Peter aber biß die Zähne übereinander und that dem Allen nicht einmal mehr den Gefallen, zu schreien. Bald wollten die Brüder nicht mehr mit ihm in der Kammer schlafen, beim er ließ ihnen des Abends keine Ruhe, und der Streit und Spektakel ging oft die halbe Nacht nicht aus.

Er wurde in den Stall verbannt; da neckte er das Vieh, daß es stampfte und brüllte und das ganze Haus aufweckte. Nun wurde ihm der Heuboden zum Schlafen angewiesen; er mußte den Licht hinaussteigen, dann zog man die Leiter weg, damit Ruhe im Hause war. Da droben aber war's ihm gerade recht. War es kalt, so kroch er in das Feuer, war es warm, legte er sich oben drauf. Hatte er Lust, des Nachts spazieren zu gehen und die Leute im Dorfe zu necken und zu ärgern, so kletterte er zur Heulude hinaus, ließ sich an der Binde hinunter, spazierte im Dorfe herum, krächte bald wie ein Hahn, daß alle Hähne zu krähen anfangen und die Leute meinten, es komme schon der Tag, oder er machte Katzen-geschrei nach, daß alle alten Weiber im Dorfe rebellisch wurden und glaubten, ihre Lieblingskaten seien ihnen durchgegangen.

Immer blieb es aber auch nicht bei so unschuldigen Spässen. Desters auch stieg er über die Gartenzäune seiner ärgsten Plagegeister, riß Krautkypse und Gemüse aus und legte sie, gleichsam als Dankopfer, vor die Haushirten berer, die ihn weniger mißhandelten; oder er schüttelte



Der ober geliebte, der ganzen Welt zum Trost.

das unreife Obst von den Bäumen seiner Feinde. — Natürlich war er, wie andere seines Alters, schulpflichtig geworden. Der Schulmeister aber dankte Gott, wenn er, wie es häufig genug geschah, neben die Schule ging; denn war er drinnen, so brachte er die ganze Schule durcheinander. Er konnte den Schulmeister überdies nicht leiden, ja er haßte ihn, weil der würdige Pädagoge ihn bei jeder Gelegenheit „Nothkopf“ schalt.

Peter würde auf diese Art sonder Zweifel gar Nichts gelernt haben, wenn ihn nicht der Widerspruchgeist und die Lust, dem Schulmeister einen Schabernack anzuthun, dazu gebracht hätte. Dieser unterhielt sich eines Tages an der Hausthüre mit seinem Vater, der ein fürchtbares Sündenregister des rothen Peters aufzählte, unter Andern auch darüber klagte, daß er ihn nicht zum ordentlichen Schulbesuch bringen könne. Darauf meinte der würdige Lehrer, der Vater möge ihn immerhin laufen lassen, er sei ganz froh, wenn er den Taugentichts nicht vor Augen sehe; lernen werde er doch seiner Lebstage nichts.

Der Peter steckte im Hof hinter einem Holzstoß und verzehrte Vorstorfer Nessel, bis er lust aus des Nachbarn Garten sich geholt hatte. Da hörte er das ganze Gespräch. Er schnitt in seinem Versteck dem Schulmeister ein Fraßengesicht, machte ihm eine Faust, und war am andern Morgen der erste in der Schule. Von da an kam er zu des Schulmeisters Erstaunen fleißig und regelmäßig zur Schule. Alles nur um den Schulmeister Lügen zu strafen und zu ärgern, nahm auch seinen Verstand und sein gutes Gedächtniß zusammen und lernte in ein paar Wochen mehr als die Andern in einem halben Jahre.

Nebenbei ließ er aber freilich das Aufsitzen und Reden nicht und plagte den Schulmeister immer noch, wo er konnte, so daß dieser halb verzweifeln wollte über den „rothen Teufelsbraten“, wie er den Peter in zärtlichen Augenblicken nannte.

Als die Zeit der Confirmation heran kam, waren der Pfarrer und der Schullehrer nicht einig, ob er zum Unterricht zugelassen sei. Allerdings, er war ein ungerathener, verwilderter Dube, aber eine eigentliche Schlechtigkeit konnte man ihm doch nicht nachsagen, er hatte noch nie einen seiner Streiche abgeleugnet, er hatte nie gelogen, um sich der väterlichen Prügel zu entziehen, und wenn er die Obstbäume und Gärten seiner Feinde plünderte, so hielt er dieß, bei dem Kriegszustande, in dem er mit dem ganzen Dorfe lebte, für erlaubt, aber gestohlen, — nein, gestohlen hätte er nicht, um's Leben nicht. — Der Pfarrer entschied, er wolle es einmal im Unterricht mit ihm probiren. Sein Vater aber zuckte die Achseln und meinte in Peters Gegenwart, es komme ihm eigentlich gar nicht darauf an, und es sei ihm sogar recht, wenn der „rothe Schlingel“ noch länger in die Schule gehen müsse,

so habe er ihn aus dem Weg; auch koste es ihn nur einen neuen Confirmations-Anzug, da er zu groß und stark sei, um den eines seiner Brüder noch zu tragen. Nun war's richtig bei dem Peter, seinem Vater zum Pöffen lernte er zum Verwundern im Unterricht, verbiß sich auch sonst so ziemlich ordentlich, so daß er bald seinen Katechismus auswendig konnte, vorwärts und rückwärts, und schließlich ganz leidlich zum Christenthum zugestuft war. Freilich das christliche Samentörnlein fiel bei ihm nicht auf den besten Boden, viel Unkraut, Wald- und Feldblumen darauf, und mußte noch tüchtig gejätet werden, wenn die christlichen Pflänzlein nicht ersticken sollten.

Als der Peter nun aus der Schule entlassen war, sollte er, gleich seinen Brüdern, die Feldarbeit mit besorgen helfen und seine Körperkraft und Gewandtheit machten ihn besonders tüchtig dazu. War es ihm just einmal darum, so arbeitete er auch für Drei; es war ihm aber nicht immer darum, dann warf er, mitten im Wert, Hacke oder Spaten weg und lief davon, der Vater mochte hinter ihm drein schelten und toben, so viel er wollte. So hatte er es auch eines Tages in der Gente gemacht. Alles war draußen beim Schneiden, fast kein Erwachsen, der kräftig und gesund, war im Dorfe zu sehen. Der starke, vierzehnjährige Pörsche hatte den halben Tag tüchtig geholfen, dann hatte er es auf einmal satt bekommen und — fort war er!

Wo war er? — Er sah vor seines Vaters Haus auf einem großen Birnbaum, der vor der Hausthüre stand, speiöte so viele von den halbreifen Birnen, als er Lust hatte und bombardirte mit denen, die ihm noch zu hart waren, Tauben und Spazzen auf den nahen Dächern, auch wohl manches vorüberhumpelnde alte Weib, das ihm dann regelmäßig ein: „Wart' rother Spitzbube!“ als Gegenruß hinaufschickte. Auf einmal entstand ein großes Geschrei. Die Schule war gerade aus und Peter freute sich schon, wie er die vorübergehenden Kinder treffen wolle; sie waren alle seine Feinde, denn alle hatten ihn — nach dem Beispiele ihres Lehrers — „Nothkopf“ geschimpft. Aber die Kinder kamen erschrocken, auf einen Haufen gedrängt, vorüber gestürzt und schrien durcheinander: „des Müllers Nero, des Müllers Hund ist los!“ — So Etwas war just ein Schauspiel für den Peter; er lachte und jubelte auf seinem Baum vor Vergnügen über die Angst und den Schrecken der Kinder und sah den großen, grauen Wolfshund des Müllers, der im ganzen Dorfe als ein böses Thier bekannt war und auf der ziemlich abgelegenen Mühle nur des Nachts losgelassen wurde, mit zerrissener Kette daher rennen. Da bemerkte er, wie ein zartes, kleines Mädchen von etwa elf Jahren, welches ein zu kurzes Fäßchen hatte, in höchster Angst weinend, sich vergebens anstrengte, den andern Kindern eilig



Der arme Schelm war der vollkommene Sündenbock im ganzen Hause geworden.

nachzubinken. Es war das einzige Töchterlein von Leuten, welche noch nicht gar lange in's Dorf gezogen waren. Der Mann, Alimier hieß er, war aus dem Dorfe gebürtig, aber er war lange fortgewesen in der Fremde, hatte sich verheirathet und kam mit Weib und Kind erst wieder zurück, als er von verstorbenen Verwandten Haus und Hof geerbt hatte. Die Frau sprach ein fremdartiges Deutsch, was die Leute in Vernsbach nicht recht verstanden, und ihr Töchterchen, das blasse, schwächliche, blonde Hammenchen auch. Es war ein schüchternes Kind, das Hammenchen still und in sich zurückgezogen, und seines hinkenden Ganges wegen erhielt es von den andern Kindern sogleich den Spottnamen „die krumme Hame.“ — Als das arme Kind denn so jammernd hinter den andern dreinhinkte, trat es auf eine der Birnen, die Peter herunter geworfen hatte, und fiel zu Boden. Es wollte sich aufrichten, aber die Angst lähmte seine Kraft, denn der wuthschnaubende Hund war nur noch wenige Schritte entfernt. Mit Entsetzen schaute das Kind zurück in die blutunterlaufenen Augen der Bestie, dann warf es seine Arme in die Luft, stieß einen Schrei aus und stürzte auf das Gesicht nieder.

Da regte sich Etwas in des Peters Brust, was er noch nie empfunden und dessen er sich selbst nicht bewußt war; wie der Blitz glitt er von dem Baume herunter und warf sich dem schnaubenden Thiere entgegen. Der Hund stand einen Augenblick still und nahm zähnefletschend den Feind an. Da, eben wie der Hund zum Sprung ansetzte, stürzte sich der Peter auf ihn und faßte sein ledernes Halsband. Der Hund machte einen Satz und riß sich los, und im Nu hatte er des Peters linken Arm zwischen den Zähnen. Peter schrie auf vor Schmerz. Aber er hatte das Halsband wieder gepackt und Hund und Peter kugelten auf dem Boden. Wieder und wieder biß der Hund, aber jetzt hatte ihn Peter bei der Kehle, und würgte ihn mit sicherer starker Faust, daß die Bestie nach kurzem Kampfe athemlos mit heraushängender Zunge am Boden lag und der mutige Bursche auf ihm knieete.

„Da! da! und da!“ keuchte der Peter und versetzte dem überwundenen Feinde bei jedem „da“ mit dem blutenden Arme einen Puff. „Ich will dir heißen lehren, du Schinos!“ Unter dem etwas unbestimmten Titel „Schinos“ verstand nämlich Peter den denkbar größten Schimpf, denn seine Mitschüler, wenn sie ganz besonders ausgelegt waren, pflagten ihn „rothes Schinos“ zu schimpfen. Das fiel dem Peter jetzt eben ein, da er den Nero unter seinen Häuten hatte.

„Willst Du meinen Hund loslassen, Du rothes Schinos?! Du erwürgst ihn ja!“ schrie des Müllers Sohn, der in diesem Augenblicke keuchend herbeigelaufen kam.

„Ho! Ich soll ihn wohl Kinder fressen lassen, Ihr dummes Volk!“ schrie der Peter zornig und streckte dem Burschen den blutenden Arm entgegen. „Ich hätte gute Lust, ihm den Garau zu machen! Da schau, wie das Beest mich zugerichtet hat!“ Der Peter stand auf und gab dem Hunde noch einen saftigen Fußtritt. „Da, nimm Deinen Köler und mach', daß Du fortkommst.“

Als der Müllerbursche das Blut sah, was an Petrus Arm herunterträufelte, verging ihm doch ein wenig der Uebermuth; er faßte brummend das Ende der Kette, riß den Hund in die Höhe, der, gedemüthigt, mit hängendem Kopf und den Schwanz zwischen den Beinen sich fortzuschleppen ließ und rief nur noch verächtlich dem Peter zu: „Wenn's was kostet, wird's mein Vater schon bezahlen!“ Der Peter gab ihm keine Antwort. Er hörte hinter sich ein leises Weinen; und als er sich umsah, stand Hammenchen an den Baum gelehnt und ihre blaffen, zarten Wangen waren von Thränen benetzt.

„Na, was hebst Du denn noch da, Du dummes Ding?“ schnurrte Peter rauh, „wärs Du heimgelaufen!“

Das kleine Mädchen schaute aus seinen blauen Augen durch strömende Thränen zu ihm empor und schluchzte: „O, Du guter Mensch, Du guter Mensch! Der Hund hat Dich gebissen; Du blutest ja, und um meiner willen!“

Der Peter schaute die kleine ganz verdußt an; es hatte in seinem ganzen Leben noch Niemand „Du guter Mensch“ zu ihm gesagt. Er wußte gar nicht, wie er es nehmen sollte. Will auch das kleine Mädchen Spott mit ihm treiben? Er drehte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Absatz herum und ging in sein Haus, um sich am Ziehbrunnen, der im Hofe stand, die Wunde auszuwaschen. Er hörte etwas hinter sich nachtröpfeln, und als er den Eimer mit Wasser heraufgezogen und den Hemdärmel aufgestreift hatte, sagte ein feines noch weinerliches Stimmchen in der fremdartigen, wohlklingenden Mundart, die das Kind aus der Mutter-Heimath mitgebracht: „Ich will Dir Deine Mutter rufen, damit sie Dich verbindet!“ und das kleine, blonde Mädchen stand neben ihm und sah ihn mit den sanften, noch thränenfeuchten Augen treuherzig an.

Peter aber schüttelte trotzig den Kopf und erwiderte kurz: „Ich hab' keine Mutter!“ Als er aber sagte: „ich hab' keine Mutter“, da trat auf einmal aus dunkler, langer, langer Vergangenheit das Bild einer traurigen, weinenden Frau vor seine Seele und er wußte plötzlich, daß er auch einstmal eine Mutter gehabt, die ihn gekostet und gefüttert hatte, an die er aber seit vielen Jahren gar nicht mehr gedacht und von der Niemand sprach. Und da er wiederholte: „ich habe keine Mutter“, da wurde ihm das Herz schwer, und — was die Zähne des



K. & M. K. A.

Er schnitt in seinem Versteck dem Schulmeister ein Fragegesicht.

tollen Hundes nicht zu Stande gebracht — seine Augen füllten sich mit Thränen. —

„Wie, Du hast keine Mutter, Du Armer?“ — fragte Hammchen freundlich, — „so gieb mir Dein Tuch, ich will es naß machen und Dich verbinden!“

„Hab' auch kein Tuch!“ murrte Peter und fuhr sich zornig mit der Faust über die Augen, er ärgerte sich, daß sie naß geworden.

Schnell riß die Kleine das saubere, blau und weiß gewürfelte Tüchlein ab, welches sie am Halse trug, und reichte es ihm hin.

„Da, mache das naß, ich will Dir's um den Arm binden.“

„Da wird es ja verdorben!“ brummte Peter.

„Thut nichts“, sagte eifrig das kleine Mädchen, „meine Mutter gibt mir ein anderes.“

Sie drang ihm das Tuch auf, er mußte es in's Wasser tauchen und dann band sie es ihm mit den kleinen, mageren Händchen um den blutenden Arm. Peter hielt mit einem Wohlbehagen, welches ihm bisher ganz fremd gewesen, seinen Arm hin, der ein paar tüchtige Fleischnisse zeigte, und ließ sie gewähren. Das stark aus der Wunde quellende Blut drang aber schnell durch das Tuch.

„Siehst Du?“ sagte Peter, „das hilft nichts und Dein Tüchel ist jetzt hin!“

„Weißt Du was?“ rief Hammchen, „komm' mit mir zu meiner Mutter, die hat einen guten Wundbalsam, den sie selber kocht und der schon vielen Leuten geholfen hat, den legt sie Dir darauf und verbindet Dich. Komm', komm', die Mutter muß Dir auch danken, daß Du mir so brav geholfen hast!“

„Ei was, danken“, sagte Peter unwirsch; „ich werde da hinaus laufen zu Deiner Mutter, die ich gar nicht kenne; — Nein, da wird Nichts daraus!“

Hammchen gab ihm keine Antwort und hinkte, so rasch sie konnte, davon.

Peter wusch an seiner Wunde fort und fort, aber das Blut wollte sich nicht stillen lassen! der Hund hatte tief gebissen. — Nach kurzer Zeit hörte er Hammchens Stimme wieder und sie trat an der Hand einer freundlichen Frau, die gerade so sanfte, lichtblaue Augen hatte, wie das kleine Mädchen, in den Hof. Die Frau trug ein Körbchen am Arm und eilte auf ihn zu.

„Du braver, guter Junge Du, was hast Du für mein liebes Kind getan! Wie kann ich Dir's vergelten? Komm, lasse mich Deinen Arm sehen, ich will ihn Dir verbinden.“

Dabei stellte sie das Körbchen auf den Rand des Brunnentroges und nahm Leinwandzeug heraus und eine Balsambüchse.

Peter stand da, als wäre er von Holz geschnitten, seine Kehle war wie zusammengeschnürt, er brachte kein Wort heraus und machte fast ein dummes Gesicht. Der kecke, wilde Bube, der sonst mit dreißten, zornigen Worten um

sich warf, war verschüchtert von dem Lob und der ungewohnten Güte. Ohne Widerstand ließ er seine Wunden verbinden. Der lindernde Balsam stillte bald das Blut und das heftige Brennen der Wunde.

„Armer Junge, wie schrecklich Dich der Hund zugerichtet hat“, sagte die gute Frau, und ihre Thränen fielen auf den Verband. „Komme zu uns, damit auch mein Mann Dir danken kann, wenn er heim kommt; ich will Dich pflegen, da Du keine Mutter hast!“

„Ach, laßt es nur, es wird schon so heilen“, stotterte Peter, er hatte den Muth nicht, die Augen aufzuschlagen.

Die Frau wußte offenbar nichts von seinem bösen Leumunde, so viel war ihm klar, denn sonst hätte sie nicht so freundlich mit ihm gesprochen; sie wohnte draußen vor dem Dorfe und verkehrte wenig mit den Leuten; ja, ja, es war schon so, sie wußte nicht, was er für ein böser Bube war.

„Nun, wenn Du nicht mitkommen willst“, sagte die Frau, „so will ich Dir hier den Balsam und Alles, was dazu gehört, lassen. Du wirst ja doch Jemand haben, der Dich frisch verbindet, wenn es nöthig ist; längstens morgen frühe muß es geschehen, hörst Du?“

Peter nickte mit dem Kopfe; er hatte nicht das Herz, zu sagen, daß er Niemand habe, der ihn verbinden werde.

„Gott behüte Dich, Du braver Junge!“ sagte die Frau und faßte seine gesunde Hand, die sie herzlich drückte.

„Wie heißest Du?“

„Peter Claus“, sagte der Peter.

„Nun lebe wohl, Peter, ich will alle Tage für Dich beten, Peter, und Hammchen soll es auch thun!“

„Ja, ja!“ sagte Hammchen schüchtern, „alle Morgen und alle Abend will ich's thun, und morgen vor der Schule komme ich her und sehe nach Dir!“

Als Mutter und Kind fort waren, saß der Peter

auf der Bank und besann sich, ob er wache oder träume. Hatte er denn wirklich Etwas getan, was ihm Lob statt Tadel, Freundlichkeit statt Schelten und Schmähworte zuzog? — Er konnte sich's gar nicht recht klar machen. Aber immer wieder tönten die sanfte Stimme und die gütigen Worte in seinem Ohr, und Hammchen's freundliches, zartes Bildchen stand dabei vor seinen Augen.

„Mit wem hast Du Dich wieder herumgelalgt, daß Du blutig bist und den Arm verbunden hast?“ fragte eine rauhe Stimme. Es war der Vater, der mit den Brüdern von der Arbeit kam.

„Des Müllers Hund hat mich gebissen!“ murzte Peter mürrisch.

„Aha, bist Du einmal an den Unrechten gekommen?“ rief lachend der älteste Bruder. „Was gilt's, Du hast draußen an der Mühle wieder Etwas anstellen wollen und der Hund hat Dich erwischt. Geschieht Dir ganz recht!“



KRIEGER'SCHE WERKSTATT

„Wärs Du bei der Arbeit geblieben, Du rother Nichts-
muß!“ eiferte der Vater dazwischen.

Peter gab keine Antwort; er ging trotzig an seinem
schellenden Vater vorbei in die Küche, schnitt sich ein Stück
Brod vom Laib und stieg auf seinen Heuboden, wo er, auf
dem duftigen Heu hingestreckt, bald einschloß und die erste
merkwürdige Begebenheit seines Lebens noch einmal durch-
träumte.

Am andern Morgen — kaum war die Sonne hinter den
Bergen aufgegangen — stand der Peter auf, schüttelte das
Heu aus Haar und Kleidern, verband, so gut er es allein
vermochte, seinen Arm mit frischem Balsam, schaffte sich
von seinem Heuboden herunter und lief hinaus vor das
Dorf auf den Weg, wo es nach dem kleinen Gehöfte ging,
welches dem Altmeier, Hannchens Vater, gehörte. Dort
nahm er von Weitem unter einem schattigen Kustbaume
Platz und beobachtete die Hausthüre. Es gingen Viele aus

und ein, ehe es Zeit zur
Schule war. Endlich kam
die Kleine. Als sie nahe
war, rief er ihr zu. Freu-
dig lief das freundliche
Kind auf ihn zu, setzte sich
zu ihm, plauderte zutrau-
lich, verbesserte den Ver-
band an seinem Arm und
ließ ihn gerne die kleine
Strecke bis an das Dorf
mitgehen. Weiter mochte
er sie nicht begleiten. Es
sollte Niemand sehen und
merken, daß er einmal
gut mit einem menschl-
ichen Wesen war. Es kam
ihm vor, als müßte er sich
bessen schämen. —

Wer sich aber die Mühe
gegeben hätte, den Peter
von nun an zu beobach-
ten, der würde eine große
Veränderung an ihm be-
merkt haben. Jetzt hatte
er ein bestimmtes Ziel, ein
Geschäft, — er mußte alle
Morgen hinaus laufen
und Hannchen guten Mor-
gen sagen; und ihr zu-
trauliches, kindliches Ge-
plauder, ihre unschuldigen
Freuden und Sorgen, die
sie ihm mittheilte, gaben
ihm etwas zu danken,
worüber er die schlimmen

Streiche vergaß, die er sonst ausgesonnen. Dann mußte
er, in irgend einem Versteck verborgen, wieder Acht geben,
ob das kleine Ding glücklich aus der Schule heraus kam,
ob ihm kein Unfall oder Unbill von den andern Kindern
widerfuhr. Kurz, es war ihm, als gehöre die Kleine von
Rechtswegen zu ihm und er sei ihr bestellter Wächter.

Schon am zweiten Tag nach dem Kampf mit dem
Hunde war der Altmeier zu Peters Vater gekommen und
hatte nach ihm gefragt.

„Gut Euch der Schlingel irgend etwas angestellt, so
müßet Ihr Euch nicht an mich halten“, brummte der
Alte, „gebt ihm selber eine Tracht Prügel, ich hab' mich
schon freuzlahm geprügelt an dem Burschen und konnt'
ihn nicht bessern!“

Der Altmeier machte große Augen: „Ei, was? —
Denkt Ihr so übel von Euerem Sohn? Dießmal wenig-
stens thuet Ihr ihm Unrecht; er hat eine gute That ae-

than, Euer Peter, und hat Lob verdient und keine Prügel.“
Und nun erzählte der Mann, wie Peter sein einzig
Kind mit eigener Gefahr gerettet und wie er nur komme,
um ihm zu danken.

Die Brüder, die dabei standen, lachten und meinten,
den Dank könne er sparen, „der Nothe“ habe sicherlich
sich nur für seinen eigenen Spaß mit dem Hund gerauft,
nicht aber um das kleine Mädchen zu beschützen.

Der Altmeier aber schüttelte den Kopf und meinte, das
seien doch unschöne Reden; sein Hannchen habe es ihm
anders erzählt und er wolle sich nun einmal bei dem Pe-
ter schön bedanken. —

„Nun, wenn Ihr's nicht anders wollt“, — sagte der
Vater gleichgültig, — „dort steht er in der Ecke und hängt
den Kopf. Er wird wohl selber wissen, daß er nicht gro-
ßen Dank verdient.“

Der Altmeier ließ sich nicht irren, ging auf den Jungen
zu und dankte ihm in
kurzen aber herzlichen
Worten; dann zog er aus
seiner Westentasche einen
blanken Doppeltaler her-
vor, reichte ihn dem Peter
hin und sagte, das möge
er als Schmerzensgeld
nehmen oder zum Anden-
ken aufheben. Da wurde
der Peter blutroth im Ge-
sicht und schüttelte heftig
verneinend den Kopf, —
bezahlen lassen wollte er
sich nicht für seinen ge-
bissenen Arm — und
machte Miene, durch die
Thüre davon zu laufen.
Sein Vater aber, dem das
blanke Geldstück in die
Augen glänzte, war anderer
Ansicht. „Gebt her, Nach-
bar“, sagte er; „wenn der
trotzige Bube es nicht
nehmen will, so will ich's
ihm aufheben, bis er zur
Vernunft kommt.“

Da aber der Peter
das hörte, blieb er stehen,
streckte mit abgewendetem
Gesichte die Hand hin,
nahm das Geldstück, und
ließ damit auf seinen Heu-
boden, wo er es in einen
Zipfel von Hannchen's
blauem, noch blutbeflec-



„Komm zu uns, ich will Dich pflegen, da Du keine Mutter hast!“

ten Halsstücklein knüpfte und die beiden einzigen Schätze,
die er auf der Welt besaß, sorgsam in einer dunklen ver-
borgenen Ecke seiner Schlafstätte versteckte.

Auf dem harten, verwahrlosten Boden seines verwil-
derten jungen Gemüthes, welches keine Liebe gepflegt, kein
freundliches Auge bisher bewacht hatte, schoß plötzlich ein
zartes, unscheinbares Pflänzlein auf, welches er mit seinem
eigenen Blute begossen hatte. Er selbst wußte nicht, was
es für ein gutes Kräutchen war, was da mitten zwischen
dem Unkraut Platz zu gewinnen strebte. Er fühlte nur dun-
kel, daß er jetzt eine andere Freude habe, als tolle und
böse Streiche zu machen, als Thiere zu quälen und Men-
schen zu ärgern. Es gab endlich einmal ein menschliches
Wesen, das gut und freundlich mit ihm war, das ihm
nicht mißtraute, ihn nicht mit Hohn und Verachtung be-
handelte. Er hatte im Religionsunterricht wohl einmal
von Engeln reden hören; und wenn das kleine, zarte,

Blonde Kind die unschuldigen blauen Augen zu ihm so vertrauensvoll erhob, so fiel ihm so Etwas wohl wieder ein und er dachte, Hannchen müsse so ein Englein sein, denn daß ein Menschenkind so gut und lieb, so sanft und freundlich mit ihm sein könne, mit ihm, dem bösen, von dem ganzen Dorfe mißhandelten Buben, mit dem rothen Peter, das hatte er nimmermehr für möglich gehalten. Auch was die Kleine ihm in den kurzen Augenblicken freundlichen Geplauders oft erzählte, — wie Vater und Mutter sie liebten, für sie besorgt seien, was sie Gutes ihr sagten, wie die Mutter jeden Morgen und Abend mit ihr bete, und sie nun immer auch für ihn beteten: das Alles weckte neue Gedanken und Begriffe in des vierzehnjährigen Jünglings Gemüth und trieb ihn an, die Einsamkeit zu suchen und über die ihm bisher so fremden Vorstellungen nachzudenken.

So schien es denn wirklich, als solle das elfsjährige Kind, dem er das Leben gerettet, oder das er doch wenigstens vor großem Schaden bewahrt hatte, sein guter Engel werden. Die ewig waltende Vorlesung läßt nie einen Menschen seine, wenn auch noch so rauhe, gefährvolle Lebensbahn ganz durchwandeln, ohne ihn Das wenigstens einmal begegnen zu lassen, was wir seinen guten Engel nennen, sei es ein Ereigniß, welches seine Seele zum Besseren erwecken kann, oder ein oft unscheinbares, aber gutes menschliches Wesen. Wir sehen dann wohl die Flügelein nicht an dem Engel, aber wir könnten den Ruf von Oben, den er uns bringt, gar wohl vernehmen, wenn wir nur nicht allzu oft taube Ohren dafür hätten, oder sie gar gewaltsam dagegen verstopfen. Das that nun der Peter nicht, zu seiner Ehre sei es gesagt. Aber es kam etwas Anderes dazwischen, was ihn um seine Freude und um den Einfluß des Kleinen guten Engels brachte, und dieß war sein, von Kindheit auf, an ihm haftender böser Ruf.

Eines schönen Morgens wartete er, wie gewöhnlich, auf Hannchen. Er hatte es nun schon seit Wochen so gehalten und meinte, es könne gar nicht anders sein. Da kam die Kleine langsam, mit niedergeschlagenen Augen daher, erwiderte nicht freudig, wie sonst, seinen Morgengruß, zog das kleine, dünne Händchen, als er es fassen wollte, wieder zurück, und hinkte schweigend und schen neben ihm her. Er sah sie erst ein paar Mal verwundert von der Seite an; endlich fragte er — „was hast denn heute? — warum thust so zimperlich und fremd?“

Da setzte sie sich auf einen Stein am Wege und fing bitterlich an zu weinen. — „Ach, Peter, Peter, ich wußte ja nicht, daß Du so böse bist; Du warst so gut gegen mich“, schluchzte sie endlich heraus, — „die Leute im Dorfe haben's meinem Vater gesagt, was Du für ein boshafter und verdorbener Junge seiest, und nun darfst

nicht mehr mit Dir gehen, keinen Schritt, und darfst nicht mehr mit Dir reden, der Vater hat's verboten, und Du warst doch so gut gegen mich!“ Das Kind schluchzte und verbarg sein Gesicht in seinen Händchen. „Sie sagen, Du — Du würdest ganz gewiß einmal ein Dieb und ein Mordbrenner! Ach, Peter, werde nur kein Dieb und kein Mordbrenner, sonst weine ich mich zu Tode, denn Du warst ja doch gut gegen mich!“

Das arme Kind war in seinem Schmerze vor ihm niedergesunken und hatte bittend seine Hände zu ihm erhoben.

Der Peter war leichenblaß geworden; wie versteinert starrte er auf das knieende Kind herab.

Jetzt aber schüttelte er sich, daß seine rothen Haare wie Mähnen um seinen Kopf flogen, und die geballten Fäuste gen Himmel hehend, und mit vor Wuth halberstimmter Stimme knirschte er: „Auch Du, Hannchen, auch Du? D, das Gesindel! Jetzt haben sie mir auch noch meine letzte, meine einzige Freude todtgeschlagen! — Mordbrenner?! ja, ich will einer werden und den Hund den die Häuser über dem Kopfe anzulinden.“ Peter warf noch einen verzweifelungsvollen Blick auf das knieende Mädchen, dann rannte er wie toll davon.

„Ach, Peter, Peter, werde nur kein Dieb und kein Mordbrenner!“ rief ihm Hannchen weinend nach.

Er hörte es, aber er wandte nicht den Kopf, und rannte weiter und weiter, jetzt war er ja ein von der ganzen Welt Verstoßener und Verdammter. Unterwegs begegnete ihm einer seiner Brüder und rief ihm höhnisch zu: — „Ja komme nur! Der Büttel ist schon da und hat nach Dir gefragt. Des Schulzen junge Neffelbäume hast Du diese Nacht abgehauen; er sagte gleich, — das hat Niemand gethan, als des Clausen Hoster! — Du Baumschinder, Du! Eingesteckt wirst

Du, und das geschieht Dir recht!“

Peter blieb einen Augenblick stehen und stierte seinen Bruder an, dann gab er ihm einen Stoß, daß er in den Straßengraben rollte und rannte weiter.

Er erreichte sein väterliches Haus — Niemand begegnete ihm, er hätte Jeden über den Haufen gerannt, und wäre es sein Vater gewesen — kletterte die Leiter hinauf auf seinen Heuboden, holte Hannchens Luchlein mit dem eingeschnüpfsten Thaler aus dem Versteck, ließ sich an der Heuwunde hinunter in den Grasgarten, ließ, was er laufen konnte, querselbein und wurde von selbiger Stunde an nicht mehr in seiner Heimath gesehen.

II. Schwarz.

Jetzt aufgepaßt, das Ding wird ernsthaft. Es gibt eine leibhaftige Räubergeschichte, und wenn der geneigte



„Ach Peter, werde nur kein Dieb und kein Mordbrenner.“

Leser schwache Nerven hat, so trinke er vorher einen Schluck Markgräfer.

Die Zeit vergeht — dem Glücklichen schnell, dem Unglücklichen langsam, aber sie vergehet und das ist in vieler Beziehung ihre schlimmste Eigenschaft. Es mochten ohngefähr zehn Jahre darüber hingeflogen oder geschlichen sein, — je nachdem — daß der Peter seinem Vater und seinen Brüdern den Gefallen gethan hatte, an der Heurinde herunter zu reutschen und davon zu laufen, und kein Mensch in Bernsbach dachte mehr an ihn. Der rothe Peter war vergessen und verschollen.

Das einzige Wesen, welches vielleicht noch aus Dankbarkeit an ihn gedacht hätte, — die krumme Hanne, wohnte mit ihren Eltern längst nicht mehr in Bernsbach. Es hatte dem Altmeier unter den Bernsbachern schon lange nicht mehr recht gefallen, und noch weniger seiner Frau, die unter den etwas ungeschlachten Bauern stets fremd blieb und sich unbehaglich fühlte.

Dem Manne, der lange Zeit an seinem früheren Wohnorte die Mehrgerei getrieben, schmeckte auch die Feldarbeit nicht mehr recht, und so verkaufte er endlich Haus, Hof und Felder und zog mit Weib und Kind weit, weit hinweg, die Bernsbacher wußten gar nicht wohin, und meinten sogar, er sei nach Amerika ausgewandert. Wir aber wissen mehr davon als die Bernsbacher und wenn der geneigte Leser etwas Näheres über die ferneren Schicksale der Familie Altmeier erfahren will, so folge er uns in eine etwas wilde und walbige Gegend des nördlichen Deutschlands.

Dort saß an einem trüben, schon etwas kalten Herbstnachmittage ein ältlicher aber noch rüstiger Mann in einer kleinen, an der Landstraße gelegenen Schenke und trank zur Erwärmung ein Gläschen Schnaps und schnitt sich von Zeit zu Zeit ein Stück von dem schwarzen Laibe, der vor ihm zu beliebigem Gebrauche auf dem Tische lag, und bestrich das Brod mit einer ziemlich lurrwüßigen Schichte Butter und Käse. Der Mann hatte über seinem Rocke eine blaue Blouse an, seine Beine steckten in lebernen Samaschen, die ihm bis an die Kniee reichten, und einen der nach unten gekrümmten und am Griffe mit Messing beschlagenen Stöcke, die man Mehrgestöcke nennt, hatte er neben sich stehen und es gehörte kein großer Scharfsinn dazu in dem Manne einen Mehrger zu vermuthen. Der Mehrger hatte Hunger und Durst gestillt und streckte behaglich die Beine und musterte die Stube mit einem Rundblick.

„He da, Ihr Zwei! Wöchtet ihr auch ein Stück Brod und Käse? Und was meint Ihr zu einem Glase Kornbranntwein? Herr Wirth, bringen Sie's den Burschen auf meine Rechnung!“

Diese Rede war an zwei Männer gerichtet, die ziemlich ärmlich und abgerissen ausahen, und, auf der Ofen-

bank lungernb, mit gierigen Blicken zuschauten, wie der Mehrger ein Stück Butterbrod um das andere in seinem geräumigen Munde verschwinden ließ. Sie waren vor einer halben Stunde naß und durchfroren angekommen und hatten den Wirth gebeten, sich auf der Ofenbank an dem bereits tüchtig geheizten Kachelofen wärmen zu dürfen, „um Gotteswillen“, denn Geld hätten sie keines. Der Wirth hatte gerade so viel Christenthum, um zwei durchfrorene Menschen sich an seinem Ofen wärmen zu lassen, aber zwei hungrige Menschen, die kein Geld hatten, um Gotteswillen zu speisen, davon stand nichts in seinem Katechismus. Das freigebige Wort des Mehrgers aber machte ihm Küße und im Nu hatte er den Beiden ein großes Glas Schnaps, einen Laib Brod, Butter und Käse vorgesetzt und sogar das gegen bezahlende Gäste übliche „Wohl bekomms“ nicht vergessen. „Und Ihnen auch noch ein Gläschen gefällig?“ fragte er schmunzelnd und die Hände reibend seinen freigebigen Gast.

Dieser aber schüttelte verneinend den Kopf, zog die große, silberne Uhr unter der Blouse hervor und sagte: „Nein, nein, danke. Will machen, daß ich noch vor Nacht durch den Wald komme. Es gehet doch, glaube ich, eine starke Stunde da durch, wenn man nach Wendeburg will?“

„Freilich, eine gute Stunde!“ meinte der Wirth. „Ihr seid wohl fremd in der Gegend?“

„Nun, — nicht ganz!“ erwiderte der Gast. — „Vor Jahren habe ich oft den Weg gemacht; jetzt freilich lange nicht mehr!“

Er zog einen strammen Lederbeutel aus der Tasche, bezahlte, nahm den breitrandigen Hut und Knochenstoa und schickte sich zum Weggehen an. Als er die Blouse aufhob, um den Beutel wieder in die Tasche zu stecken, wurde ein schwerer Geldgurt sichtbar, den er um die Hüften geschnallt hatte.

Die zwei Bursche auf der Ofenbank stießen sich an und wechselten einen Blick; dann erhoben sie sich, und mit einem „Danke für die Bezahlung“, verließen sie die Stube.

Der Mehrger warf ihnen einen Blick nach. „Kennt Ihr die Zwei?“ fragte er den Wirth.

Dieser zuckte verneinend die Achseln: „Kenne sie nicht; zwei arme Teufel, sie wollen in die Stadt, Arbeit suchen.“ „Und im Walde, ist's da ganz geheuer? Ich meine, ich habe von Unthaten gehört, die früher verübt worden. Wie ist's damit?“

Der Wirth lachte. „Was das betrifft, da hat's keine Gefahr, und ich denke, Ihr könnt jetzt ganz ruhig durch den Wald gehen. Früher war's freilich nicht sauber, ein paar Beraubungen sind vorgekommen und auch ein Raubmord. Aber jetzt hat man schon lange nichts mehr gehört, und seitdem der schwarze Peter im Walde haust, ist's darin so sicher wie in meiner Stube.“



KAMMA

„Und Ihnen auch noch ein Gläschen gefällig?“

der Ofenbank stießen sich an und wechselten einen Blick; dann erhoben sie sich, und mit einem „Danke für die Bezahlung“, verließen sie die Stube.

Der Mehrger warf ihnen einen Blick nach. „Kennt Ihr die Zwei?“ fragte er den Wirth.

Dieser zuckte verneinend die Achseln: „Kenne sie nicht; zwei arme Teufel, sie wollen in die Stadt, Arbeit suchen.“ „Und im Walde, ist's da ganz geheuer? Ich meine, ich habe von Unthaten gehört, die früher verübt worden. Wie ist's damit?“

Der Wirth lachte. „Was das betrifft, da hat's keine Gefahr, und ich denke, Ihr könnt jetzt ganz ruhig durch den Wald gehen. Früher war's freilich nicht sauber, ein paar Beraubungen sind vorgekommen und auch ein Raubmord. Aber jetzt hat man schon lange nichts mehr gehört, und seitdem der schwarze Peter im Walde haust, ist's darin so sicher wie in meiner Stube.“

„Der schwarze Peter?“ fragte der Metzger erstaunt, — „wer ist das, der schwarze Peter? Ein Räuber, he?“

„Der schwarze Peter, ein Räuber?“ lachte der Wirth, „o nein, der schwarze Peter, das ist kein Räuber; ein Kohlenbrenner ist's, und in seiner freien Zeit fängt er Spitzbuben, und die Kerls haben mehr Respect vor ihm als vor einem Duzend Gendarmen. Nein, nein, Ihr könnt ruhig durch den Wald gehen.“

„Und im Nothfalle habe ich auch einen schwarzen Peter bei mir, vor dem sie Respect haben sollen“, sagte der Metzger und schwang seinen Knotenstock. „Guten Abend, Herr Wirth.“

„Gehen Sie alsgemach, und schenken Sie mir wieder die Ehre“, sagte der Wirth, und begleitete seinen Gast bis vor die Thüre.

Der Metzger schnallte den Geldgurt, den er gelockert hatte, wieder fest, und schritt rüstig der Landstraße entlang, dem Walde zu.

Der Wirth beschattete die Augen mit der Hand vor der untergehenden Sonne, und schaute ihm lange nach. „Hätte ich die Geldtase früher gesehen“, murmelte er, „ich hätte ihm doch nicht gerathen. — Bah, was geht's mich an!“ und mit dieser Eröffnung zog sich der würdige Gastwirth wieder in sein Haus zurück.

In einem dichten Gebüsch des N.-Waldes, 20 Schritte von der Straße lungerten zwei wüste Gesellen. Die Straße machte hier eine Biegung, und durch eine Lücke des Buschwerkes konnte man die ganze Länge der Straße nach beiden Seiten übersehen. Diese Lücke bildete in diesem Augenblicke den grünen Rahmen zu einem Kopfe voll struppiger rother Haare, und zwei glühende Augen stierten durch die bereits eingetretene Dämmerung nach der Seite hin, wo der Anfang des Waldes sich durch eine lichtere Stelle permuthen ließ. Der Mann lag auf den Knien und hatte mit dem einen Arme einen Birkenstamm als Stütze umfaßt. Sein Kamerad hatte sich etwas bequemer gebettet, er lag hinter ihm auf dem Bauche im weichen Moose und hatte seinen schwarzen Struwelkopf auf seine Fäuste gestützt.

„Möher Peter, siehst Du noch nichts?“ fragte der Schwarzkopf.

„Halt's Maul“, gab der Nothe zurück, „Du wirst uns mit Deinem Geschwätz die Gendarmen, oder gar den schwarzen Peter, meinen Namensvetter, — Gott verdamme ihn! — auf den Hals hegen.“

„Bah“, erwiderte der Andere, „mit den Gendarmen hat's keine Noth, die wissen was Geschickteres zu thun, als bei Nacht in dem Walde herumzulaufen, und was Deinen schwarzen Namensvetter betrifft, nun, der wird auch nicht allgegenwärtig sein.“

„Stille! Du kennst den Schwarzen nicht, der ist der Ueberall und Nirgends, und 's wäre schlimm, wenn der Teufel ihn uns in die Quere führete.“

„Und die Geldtase, hast Du sie wirklich gesehen?“

„Freilich, und die Uhr und den Beutel dazu. Sie ist schwer die Kage, er hat sie ein paar Mal in die Höhe geschuckt, weil sie ihn drückte. Nun, wir wollen sie ihm schon leicht machen.“

„Aber, — aber, wenn er Waffen hätte? und wir haben keine?“ flüsterte der Schwarzkopf ängstlich.

„Hans, Du bist ein Eitel und ein Tropf dazu. Wo hat er Waffen! — den Stock? — den will ich schon unschädlich machen, da hab' ich so meine Manier. Und was dann? Haben wir nicht auch Waffen? Jeder von uns ein gutes Sackmesser, und ich das kleine Terzerol, was ich neulich aus des Büchsenmachers Laden aus Versehen mitgenommen. Es ahnte mir ordentlich, daß wir's bald brauchen könnten!“

„E' ist ja aber nicht geladen!“ warf der Andere ein.

„Bah!“ lachte der Nothe, — „der Mann wirb's nicht darauf ankommen lassen und wenn der das kalte Eisen auf seiner Stirne spürt, wird er nicht lange darauf warten, ob's losgeht.“

„Aber — ich hab' Dir's schon einmal gesagt, wir wollen ihm nicht den Garaus machen, wenn — wenn's nicht gerade nothwendig ist.“

„Meinetwegen“, murzte der Nothe zurück; „Du hast eine weiche Seele, Hans. Ich aber, ich bin für gründliche Arbeit. Ein tochter Mann plaudert nicht. Nun, mir sollt's recht sein, wenn sein Schädel nicht entzwei geht, wenn ich ihm mit der Pistole auf den Schädel klopf.“

„Aber dann gilt es, rasche Beine haben, daß wir schnell über die Grenze kommen!“

„Ja, und lange dazu!“ höhnte der Zweite, — „und die hast Du, aber ich nicht!“

„Bischi“, warnte der Nothe, und verstärkte seine Warnung mit einem kräftigen Fußtritt nach hinten. „Dort kommt er. Aufgepaßt! Thue, wie ich gesagt habe!“

Der Mann in der Blouse kam raschen Schrittes daher. Als er in die Nähe des Versteckes kam, warf er einen scheuen Blick um sich und murmelte: — „Unter den hohen Bäumen ist es schon verdammt dämmerig, es wird am Ende doch dunkel, ehe ich durch bin. Bitte heute früher aufbrechen sollen. — Der Wirth mit seinem dummen Geschwätz von Mordthaten. Nun ich werde just nicht wieder der Erste sein, und wenn, so habe ich hier einen guten Freund, der auch ein Wort mitsprechen wird“, und dabei wog der Mann seinen Knotenstock prüfend in der Hand. Auf diese Art sich Muth machend, schritt er immer rascher vorwärts; aber man sah ihm doch an, daß es ihm nicht ganz heimlich war.

Da, — was war das? Es schälte im Gebüsch. Der Mann blieb stehen und lauschte. „Hab ein Neß aufgeschleucht“, beruhigte er sich und setzte seinen Gang fort. Er hatte aber noch nicht fünf Schritte gemacht, da sprang ein rothköpfiger Kerl aus den Hecken und stellte sich ihm drohend in den Weg. Der Metzger war erschrocken zwei Schritte zurückgewichen, dann aber faste er seinen Knotenstock mit beiden Händen und rief:

„So, Du bist's, Du Strolch? Was willst Du? Komme an, wenn ich Dir den Schädel einschlagen soll!“

„Na, nur gemach, und nicht so hitzig, Gewatter“, sagte der Rothkopf grinsend, „wir können die Sache in Friede und Freundschaft abmachen. Geht nur das Ding da her, das Ihr um den Leib geschmalt habt, und den Beutel und die Uhr, und Ihr werdet leichter marschiren, wenn Ihr die Last los seid.“

„Kommt und nehmt's!“ schrie der Metzger und schwang seinen Knotenstock. In diesem Augenblicke aber fühlte er sich von hinten an den Schultern gefaßt und zu Boden gerissen. Der Metzger stieß einen Schrei des Schreckens und der Wuth aus.

„Halte ihm die Arme fest, Hans“, schrie der Rothkopf, „bieweil ich ihm seine Last abnehme! Nur ruhig, guter Freund“, sagte er, indem er dem um sich schlagenden Metzger auf die Brust kniete und unter die Blouse nach der Geldtase griff. „Halte fest, Hans, so. Das Schlegeln nützt Euch nichts, und wenn Ihr nicht ruhig seid, werde ich Euch kalt machen müssen, so leid mir's thut.“

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“ brüllte der Metzger, der sich vergebens gegen die Eisenarme des Schwarzkopfs die ihn wie ein Schraubstock festhielten, wehete. „Zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Wenn Du nicht anders willst“, knirschte der Nothe, „so sollst Du's haben“, und damit hielt er ihm den blanken Lauf einer Pistole vor die Stirne. Doch der Metzger, unbekümmert um den Pistolenlauf brüllte fort und fort um Hilfe, und sträubte und bäumte sich mit voller Manneskraft gegen die fesselnden Arme des Schwarzkopfs.

„Rother Peter, mach fertig mit ihm, leuchte dieser, ich kann nicht mehr!“

„Leuchet“, fluchte der Rothe, warf die Pistole auf die Erde und trankte seine beiden Fäuste um den Hals seines Opfers.

Dieser wehrte sich immer schwächer und schwächer, seine Augen traten ihm aus dem Kopfe, Schaum trat vor seinen Mund, noch einen Augenblick und

Da schallte eine mächtige Stimme aus der Tiefe des Waldes: „Halt da! Fasan such!“

Die Spitzbuben stakten und der Rothkopf ließ den Hals seines röchelnden Opfers los. Da — im nächsten Augenblicke rauschte es in den Büschen, ein gewaltiger Wolfshund setzte durch die Hecken, sagte den Rothem an der Brust und rollte mit ihm in den Staub der Landstraße.

„Hammes, lauf!“ leuchte der Spitzbube, „das ist der schwarze Peter!“

Der Hammes hatte diesen freundschaftlichen Rath seines würdigen Kollegen nicht abgewartet und hatte sich bereits auf eigene Verantwortung auf die Beine gemacht. Der Rothe, ein starker Mann, hatte den Hund an der Kehle gepackt und von sich abgeschüttelt, und, den freien Augenblick benützend, sagte er seinem stehenden Gefährten nach — der Hund in gewaltigen Schritten hindreißend.

Der arme Metzger allein hatte das Feld behauptet, aber sehr gegen seinen Willen, denn er lag regungslos auf dem Rücken und seine glanzlosen Augen starrten in den dunkeln Nachthimmel hinauf.

Da brach es wieder durch die Büsche und eine riesige schwarze Mannesgestalt, einen ungeheuern Schürbaum in der Faust, sprang über den Graben auf die Straße. Ein Blick zeigte ihm, was geschehen war; aus der Ferne tönte das Gebell des Hundes und Geschrei und Fluchen. „Er hat sie“, brummte der Riese.

„Nun er soll sie nur eine zeitlang nubeln, hat ohnedies schon lange keine Freude mehr gehabt, der Fasan. Wen haben wir denn da?“ Mit diesen Worten kniete er bei dem Verunglückten nieder, listete ihm das Halstuch und die Kleider, und schüttete ihm einen Hut voll Wasser aus dem Straßengraben über den Kopf. „Thut ihm nichts; ein wenig gewürgt, das ist Alles; wird sich bald wieder erholen.“

Der Lärm im Wald hatte sich inzwischen gesteigert, das Bellen des Hundes wurde immer wüthender, und die Jammereschreie aus Menschenkehlen immer gräßlicher. Der Riese hob den Kopf und lauschte. „Jetzt ist's genug; er reizt sie mir sonst zu Schanden, und das wäre Schade für die Spitzbuben.“ Er steckte die Finger zwischen die Zähne und that einen gellenden Pfiff. Das Geschrei im Walde verstummte, und eine Minute später jagte der Hund auf der Straße daher und apportirte seinem Herrn die blut-

tigen Fesseln von Kleidungsstücken, von denen der eine eine unverkennbare Rehllichkeit mit dem Hinterteile einer gewürfelten Hase hatte. Der Riese betrachtete die Beute aufmerksam bei dem Lichte des Mondes, der jetzt klar am Himmel stand und ziemlich gleichgiltig auf die Scene unter ihm herunter schaute, denn so etwas hatte er schon gar oft gesehen. „Brav gemacht, Fasan“, lachte der Mann und klopfte dem Thiere schmeichelnd den Hals; „Du hast sie sicher gezeichnet, und den Hosenfesseln da sollte ich auch kennen, mein rother Herr Peter. Die sitzen hinter Schloß und Kiesel, ehe das Blut geronnen ist. Die haben wir sicher.“

„Nun, Mann Gottes, wie steht's?“

Der Metzger hatte sich inzwischen etwas erholt und in eine sitzende Stellung empor gearbeitet. Als er aber den riesigen schwarzen Mann erblickte, der, auf seinen Schürbaum gestützt, auf ihn niederschaute, da floss er einen

Schreckensruf aus, streckte wie abwehrend die Hände empor und rief: „Nehmet mir Alles, was ich habe, nur lasset mir das Leben, um meines Weibes und um meines Kindes willen!“

Da lachte der Riese, daß der Wald wiederhallte: „Hält mich der auch für einen Spitzbuben? Ha, ha, ha! Steht auf, Mann Gottes, bei mir seid Ihr sicher, wie in Abrahams Schooß. Kommt mit in meine Hütte, sie ist nur 10 Minuten von hier, stärkt Euch und ruhet aus von Euerm Schrecken.“

Der Metzger suchte sich zu erheben, aber er sank kraftlos zurück. „Ich kann nicht“, seufzte er, „meine Glieder sind wie zerflogen.“

„Ja, ja, es war die höchste Zeit“, brummte der Schwarze und half dem Manne auf die Beine. „So, nehmt meinen Arm, stützt Euch auf mich. Es geht, es geht; und jetzt vorwärts, in einer Viertelstunde sind wir daheim.“

Es hat freilich länger gedauert; der mißhandelte Mann sank ein paarmal in den Armen seines Retters zusammen und dieser mußte ihn streckenweise tragen. Nach einer halben Stunde aber kamen sie an die Thüre einer tief im Walde verborgenen Hütte, um die rings herum Kohlenmeißel rauchten, und die selber nicht viel anders aussah, wie ein Kohlenmeißel.

„So, da sind wir“, sagte der Köhler und schob seinen Gast über die Schwelle. „Da setzet Euch auf die Bank, dieweil ich Licht mache. Er stellte eine brennende Lampe auf den Tisch, dann holte er aus einem kleinen Wandschrank eine mit Stroh umbundene Flasche, einen Laib Brod und einen geräucherten Schinken und setzte sie vor seinen Gast.“

„Nehmet einen Schluck, Mann, der wird Euch auf die Beine helfen; Heidelbeerschnaps, doppelt abgezogen, ich habe ihn selbst gebrannt.“

Während der Metzger einen tiefen Schluck aus der



„Nun, Mann Gottes, wie steht's?“

Flasche nahm, der ihn sichtbar stärkte, saß der Köhler mit verschränkten Armen ihm gegenüber und betrachtete aufmerksam die von der Lampe beleuchteten Züge seines Gastes. Jetzt glitt ein Lächeln über die von Nuß geschwärzten Züge, dann sagte er mit ganz eigenthümlicher Betonung: „Schmedt's, Herr Altmeier, und was machen die Bernsbacher?“

Der Metzger ließ erstaunt Messer und Gabel sinken und starrte dem Träger mit offenem Munde in das Gesicht. „Altmeier? Ja, so heiße ich. Kennt Ihr mich denn?“ „Freilich, Herr Altmeier!“ lachte der Metzger, und wie geht es Eurer Frau, und — und was macht das gute Hammen, Euer Hammen?“

„Meine Frau, mein Hammen? Danke der Nachfrage, es geht ihnen gut. Aber, mein Gott, sagt mir, woher wisst Ihr das Alles? Mein Hammen, das ist ein Prachtmädel geworden bis auf den krummen Fuß, aber man merkt es kaum, und brav, ja brav ist sie, was darauf steht. Aber um Gotteswillen, sagt mir, wer seid Ihr und woher kennt Ihr mich und die Meinen?“

Dem Köhler war das Blut in das Gesicht gestiegen, man konnte es unter dem Nuße hervorschimmern sehen, dann ging er in den Hintergrund des kleinen Zimmers, schloß einen kleinen Koffer auf, nahm etwas heraus und legte es vor den erstaunten Metzger auf den Tisch. „Kennt Ihr das, Herr Altmeier?“

Dieser hob ein kleines — ein sehr kleines blaues und weiß gewürfeltes Halstuch auf, aus dem ein blanker Thaler auf den Tisch rollte. „Nein, ich kenne es nicht“, sagte er und schaute den Köhler bedenklich an, ob es mit dem nicht ganz richtig im Oberbüchsen sei.

„Das, Herr Altmeier, sind meine höchsten Schätze; die habe ich seit Jahren aufbewahrt wie ein Heiligthum, sie haben mich geführt aus manchem Irwege, sie waren meine Schutzengel, sie haben mich zu einem braven Manne gemacht.“ Die Stimme des starken Mannes zitterte, als er fortfuhr: „Mit diesem Tuche hat mir Euer Hammen den Arm verbunden, in den des Müllers Nero seine Zähne eingebauen, und diesen Thaler habi Ihr mir geschenkt, weil ich Euer Hammen vor dem wütenden Hund gerettet.“

„Was!“ rief der Metzger und fuhr von seinem Stuhle auf. „Ihr seid doch nicht“ „Doch ich bin's. In Bernsbach hieß ich der rothe Peter, hier zu Lande nennen Sie mich den schwarzen Peter.“

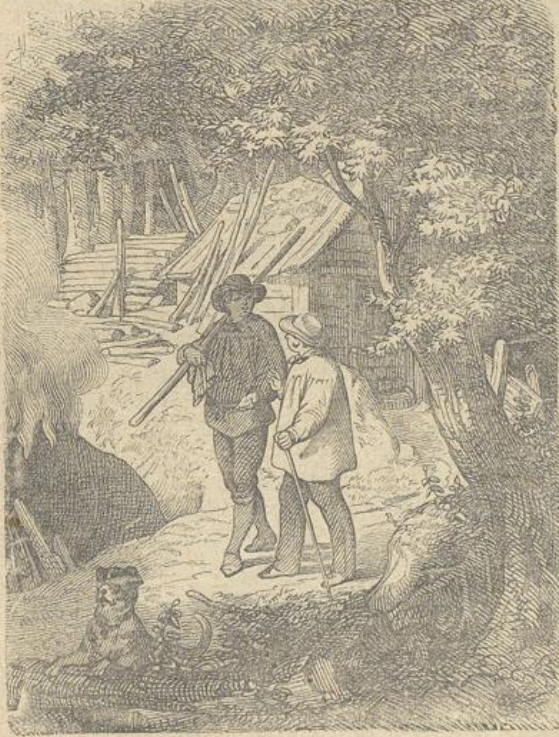
Der Altmeier ließ einen Freudenschrei aus und fiel dem ruhigen Baunlanger an die Brust. — „Was? Ihr seid's, Peter? Erst habt Ihr vor Jahren das Kind gerettet und jetzt den Vater? O, wenn das mein Hammen erfährt, wie wird sie da erst für Euch ketten!

Sie hat es ohnehin nie vergessen, die vielen Jahre hindurch nicht!“

„Nicht?“ fragte der Schwarze mit bewegter Stimme. „Nun, so sagt Ihr, ihr Gebet sei in einem Stück gut angeschlagen; ein Mordbrenner sei der Peter nicht geworden, wohl aber ein Kohlenbrenner!“

„Setzt aber, Vater Altmeier, leget Euch da auf meinen Laubsack und schlafet Euer Schrecken aus. Morgen früh, wenn ich Euch nach Hause begleite, will ich Alles erzählen. Schlafet wohl, Vater; ich muß diese Nacht noch in die Stadt, die Anzeige machen, daß die Strolche morgen gefast werden.“

Am andern Morgen, die junge Sonne schaute schon seit einer Stunde durch das kleine Fenster der Köhlerhütte, wachte der Peter seinen Gast. Dieser rieb sich die Augen und konnte sich nicht gleich zurechtfinden, um so mehr, als



Peter und Altmeier im Walde.

statt des ruhigen Niesens von gestern ein hochgewachsender, rothblonder Bursche vor ihm stand, dem Gesundheit von den braunen Wangen und Treuherzigkeit aus den blauen Augen strahlte, und den die hohen Stiefel, der kurze Jagdrock, der grüne Hut mit der Auerhahnfeder und die über der Schulter hängende Doppelbüchse vorzüglich kleideten.

„Sapperment, Peter, was bist Du ein sauberer Bursche geworden.“ sagte der Metzger, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt.

Der Peter lachte. „Ich bin nicht nur Kohlenbrenner, Vater, ich bin auch Jagdaufscher, und wenn ich Euch zu Eurer Frau und zu — zu Hammen begleite, muß ich den Kohlenbrenner zu Hause lassen; sie könnten sonst erschrecken, die armen Dinger.“

Beide wanderten frisch und fröhlich durch den Wald, während Peter seine Erlebnisse erzählte:

„Zuerst, Vater Altmeier, müßt Ihr mir glauben, daß ich des Schulzen Aepfelbäume nicht abgeschnitten habe“, fing er seine Geschichte an. „Aber ich wußte es recht gut, daß es mir in ganz Bernsbach Niemand glauben, und ich dennoch vom Büttel in's Loch gesteckt werden würde. Dafür hatte ich nun einmal keinen Geschmack. Obendrein hattet Ihr just Euerm Hammen verboten, mit mir zu reden, und das Geplauder und freundliche Wesen des kleinen Dinges war meine erste und einzige Freude geworden. Das Alles machte mich wild, und so war ich denn kurz entschlossen und lief davon. Wohin? das wußte ich nicht, und war mir auch einerlei. Hunger und die Müdigkeit — das sind zwei gute Lehrmeister — brachten mich übrigens bald zur Bestimmung. Ich dachte nach, wie ich mir wohl, ohne zu betteln, wovon ich einen großen Abscheu hatte, das Nothwendigste verschaffen könne. Ich hatte schon eine Nacht im freien Felde geschlafen und meinen Hunger mit einer Brobrinde gestillt, die ich noch in der Tasche hatte.“

Ich hätte mir wohl Etwas kaufen können — für — für Euern schönen Thaler, den ich bei mir hatte, aber den wollt ich nun einmal durchaus nicht wechseln lassen! Das Beste schien mir, mich als Knecht im nächsten Dorfe oder Gehöfte, was ich auf meinem mir selbst ganz unbekanntem Weg antreffen würde, anzubieten. Gegen Mittag des zweiten Tages kam ich in ein hübsches Dörflein. Es war Sonntag; die Leute saßen vor den Hausthüren. Ich ging auf einen behäbigen Mann zu, der vor einem größeren Hause saß, und fragte ihn, ob er keinen Knecht brauche? Der Mann sah mich lachend an und sagte: „Sapperlot, Nothher, Dich nähme ich nicht; ich fürchte, Du zündetest mir die Scheune an, Du brennst ja!“ Ein Haufen Mädchen und Kinder die dabei standen, lachten im hellen Eifer, und während ich zornig davon lief, scholl es überall hinter mir „Lebet einmal Den, wie der brennt!“ — Ich lief in's Blaue hinein und wich den Menschen aus, die mir begegneten. Ich hatte Wuth im Herzen und haßte alle Menschen. Ich bettelte mich noch ein paar Tage durch, — denn jetzt bettelte ich — dann hielt ich's nimmer aus, denn mein junger Magen bellte wie ein Wolfshund. Ich will's nicht läugnen, ein paar Mal fuhr mir auch wohl das Stehlen durch den Kopf, und das Geschick hätte ich schon dazu gehabt. Auch will ich nicht behaupten, ob ich nicht bei meinem herumwandernden Leben und bei meiner Scheu vor einer ordentlichen und regelmäßigen Beschäftigung eben so gut ein Strauchdieb hätte werden können, wie die, welche Euch angefallen, wenn mir nicht bei jedem Gedanken an so Etwas Euer Händchen vor Augen gestanden hätte, wie es auf dem Stein saß und bitterlich über mich weinte, und flehenlich bat, ich möge doch nur kein Dieb und kein Mordbremer werden. Sobald ich daran dachte, vergingen die bösen Gedanken. Als ich nun so eines Morgens weiter marschirte, nichts in der Tasche und Nichts im Magen, und mit zerrissenen Schuhen, denen die Wanderschaft auch nicht gut bekommen war, da kam auf der Landstraße ein alter Kohlenbrenner daher, der langsam und ziemlich beschwerlich seinen Karren mit Kohlenstücken hinter sich herschleppte. Ich war, ohne zu wissen wie, in die Gegenden gekommen, wo es viele Köhler giebt und war schon mehreren solchen ruhigen Gesellen begegnet. — Der alte Mann hielt gerade in meiner Nähe still, um ein wenig auszufränseln und nahm seinen breitrandigen Hut ab. Da sah ich, daß zwischen dem schwarzen Kohlenstaub seine weißen Haare hervorschimmerten. Guck, dachte ich, das wäre ein Geschäft für dich, da könntest du deine rothen Haare hübsch schwarz färben. — Ich ging auf den Köhler zu, und fragte ihn, ob ich ihm nicht seinen Karren ziehen sollte? Ich sei jung und stark und er schein alt und schwach. Er sah mich an, nickte mit dem Kopfe und versprach mir ein Mittagessen und ein paar Groschen, wenn ich ihm den Karren nach der nächsten Stadt ziehen wolle. Lustig trabte ich neben dem Alten her. Er fragte mich Dieb und Das; ich antwortete frisch heraus. Es war mir, als könnte ich Zutrauen zu dem Manne fassen und hätte das Rechte gefunden. Ich sagte ihm, daß mir sein Handwerk gefalle und warum. Als er meine Noth mit den rothen Haaren hörte, lachte er herzlich; da er aber ersuhr, wie jung und wie verlassen ich auf der Welt nun war, da lachte er nicht mehr, sondern sagte: wenn ich mit ihm in seine Waldeinsamkeit gehen wolle, so sei es ihm schon recht und er wolle sehen, was er aus mir machen könne. Ich war gleich zu Allem willig und bereit und zog Abends mit ihm heim. Das war mein Glück, Altmeier, und ich dachte oft, Euer Händchen müßte mir's erbetet haben. Mein Alter war ein absonderlicher Mann, das kam ich Euch sagen: Der hatte in seiner Jugend die halbe Welt gesehen, hatte auf einem Schiffe gedient, war in fremden Welttheilen gewesen, hatte die Menschen und

ihre verschiedentlichen Schicksale kennen gelernt und konnte erzählen davon wie ein Buch. In Büchern konnte er auch lesen und wußte gar vielerlei, wovon wir ordinären Leute keinen Begriff haben. Auch war er dabei fromm und gut und gebildigt. Kurz — in der dunkeln Hütte im Walde, in der Ihr übernachtet habt, da ging mir das rechte Licht auf. Er wurde mir bald ein Vater, und zwar ein ganz anderer als derjenige gewesen, den ich verlassen hatte, weil er selber mich von Kindheit an verlieh. Ich hing aber auch an meinem Pflegevater wie ein Sohn und wurde ihm bald gehorsam, weil ich ihn liebte. Gott segne den guten Mann; ich kann nicht von ihm sprechen, ohne daß mir die Augen naß werden.“ Und der Peter fuhr mit seiner riesigen Faust über seine Augen.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Ich war ihm aber auch etwas nütze. Meine Körperkraft, die sich mehr und mehr entwickelte, war gut für unser Geschäft; es ging besser vor statten. Und als ich endlich ganz erwachsen und ein baumlanger Kerl, schon mit siebenzehn Jahren, war, fürchtete ich mich vor dem Teufel selber nicht. Häufig wurden wir von allerlei Gesindel, Wildberern, Schmugglern beunruhigt, welches sich im Walde herumtrieb, trotz der streifenden Landjäger, — meinem Alten Anträge machten, wie er ihnen Gehülfe sein und Unterschlupf geben sollte; und als er es stets zurückwies, ihm droheten und Angst und Ungelegenheiten machten. So war es schon Jahrelang gegangen, wie er mir erzählte; und als ich zu ihm kam, machten solche Strolche manchen Versuch, mich zu verführen; er aber warnte mich stets und gab mir gute Lehren. Endlich beschloß ich das Ding umzukehren, und uns solch Volk vom Halse zu halten, besser als es die Landjäger konnten, die nicht immer bei der Hand waren. Ich schaffte da meinen treuen Fasan an, richtete ihn tüchtig ab, seinen Mann zu stellen, wenn ich's befehl, kaufte mir eine gute Flinte, die ich bald recht zu handhaben verstand, wie es mich mein Pflegevater gar gut lehren konnte, und machte allabendlich die Runde durch den Wald. Merkte ich etwas Unheimliches, so schoß ich in die Tannenwälder hinauf und ließ meinen Hund los. Dieß sich gar Einer blicken, der mir nicht gefiel, so schlug ich entweder mit dem Schürbaum drauf oder drohte ihm mit meiner Büchse. Die Landjäger machten denn auch bald Bekanntschaft mit mir, kehrten öfters bei uns ein, feierten durch Lob meinen Muth noch an, und wenn sie lustig streiften, nahmen sie mich mit, denn ich kannte alle Schlupfwinkel und Schlechwege des Waldes. Ja ich wurde vom Aente sogar förmlich als Schutzmann und Jagdaufscher angestellt und verpflichtet, und beziehe dafür einen kleinen Gehalt. So konnte mein Alter endlich ruhig schlafen, und ich kann wohl sagen, daß ich manchen Raub, vielleicht manchen Mord verhinderte, und endlich die Landstraße, so weit sie durch den Wald führt, sicherer machte.“

„Ja, ja! ohne Euch wäre ich jetzt todt oder doch ein armer Mann. Hab' ein hübsches Stimmchen bei mir!“ flüßerte der Altmeier vorsichtig, „hab' meine Meßgerei wieder angefangen und treibe so nebenbei Viehhandel. Da wollte ich eben hinüber nach Wendeburg auf den Markt. — Aber sagt, was ist aus Euerm Alten geworden?“

„Nun, was ist aus ihm geworden?“ erwiderte Peter betrübt, „was aus uns Allen am Ende wird, — eine Leiche. Aber gewiß und wahrhaftig, aus seiner Seele ist ein schöner Engel im Himmel geworden! Vor einem Jahre starb er plöblich sanft in meinen Armen und hinterließ mir Alles, was er hatte. Ist's auch nur wenig, so hat er es doch väterlich gut damit gemeint. Mein Geschäft ernährt mich, und was er mich gelehrt und mir Gutes gesagt hat, das ist sein bester Segen! Ich war ein verlornen, verwilderten Bube, er hat mich zum Menschen gemacht!“

„Und da hauset Ihr jetzt so ganz verlassen und allein im Walde?“ fragte der Altmeier.

Peter nickte traurig bejahend mit dem Kopfe. „Ich sehne mich aber doch manchmal nach der Gesellschaft guter Menschen.“

Der Wegger betrachtete lächelnd den schmucken Burschen und meinte, dazu könne Rath werden.

So erzählte der Peter und kürzte den langen Weg durch Wald und Feld und Dörfer, und schon stand die Sonne hoch am Himmel, da machte der Wegger Halt!

„Und hier sind wir in meiner Heimath“; sagte er indem er die grüne Gitterthüre öffnete, die den Eingang zu einem großen Garten bildete, in dessen Mitte ein kleines, nettes Haus mit grünen Läden und blanken Fenstern stand.

„Ich habe mir das Häuschen da gekauft, weil es vor der Stadt und für mein Geschäft gar bequem gelegen ist. Und dort az der Gartenbank sitzt mein Alte und schnitz Bohne und Hamchen, he, Hamchen! wo bist Du?“

„Hier, Vater“, rief eine glöckchenartige Stimme, und ein Mädchen, schlank wie eine Lanne, sie hinkte nur ein ganz klein wenig, mit braunen vollen Wangen und treuen Augen, die jetzt in heller Freude unter dem weißen Strohhut hervorstrahlten, flog durch den Garten dem Vater entgegen und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Grüß Gott, Vater! Mutter, der Vater ist da!“

Der Peter war einen Schritt zurückgeblieben und hatte die Faust auf sein Herz gepreßt, das wie ein Hammer klopfte.

„Da habe ich noch Jemand mitgebracht“, sagte der Vater und zog den Peter dem Mädchen entgegen. „Kennst Du ihn noch?“

Das Hännchen schlug die Augen auf und begegnete den großen, thränenfeuchten Augen des jungen Mannes. Das Blut wich aus ihren Wangen und sie zitterte. „Das ist ja“ stotterte sie, „das ist ja...“

„Der rothe Peter!“ jauchzte dieser und faßte das sinkende Mädchen in seine starken Arme.



„Vor einem Jahre starb er plötzlich sonst in meinen Armen.“

war. Er sitzt jetzt — kein schwarzer Peter mehr — ein hübscher, großer, stämmiger Mann, bei dem Altheier an einem Tische; sie zählen Geld und rechnen, und der Junge gibt Bericht von Einkauf und Verkauf und allerlei solchen Dingen. „Ja, ja,“ — nicht der Alte — „ist Alles recht! Hast Dich schon tüchtig in's Geschäft eingearbeitet; bist ein ganzer Kerl, Peter, und in Allem zu brauchen!“ — Ein junges blühendes Weib tritt zur Thür herein und trägt ein Abendessen auf, welches sie vor die Männer hinstellt und, mit blauen Liebesaugen den jüngeren Mann anlächelnd, ihm die Mütze vom Kopfe nimmt und mit der Hand das Haar aus der Stirne streicht. Das Haar hat,

was man so nennt, einen Stich, aber es hatte sich doch mit der Zeit bräunlich gefärbt und man konnte nicht mehr sagen „sehst wie der brennt!“ — „Weißt Du auch, was für ein Tag heute ist, Peter?“ fragte die junge Frau, während die Mutter die Suppe ausschöpfte. —

„Heute sind es jaust zwei Jahre, daß Du mir im Walde das Leben gerettet hast!“ sagte der Altheier.

„Ja, erwiderte freudig Peter, indem er das junge Weib, welches sich neben ihn setzte, mit seinem gewaltigen Arm umschlang, — „und jaust ein Jahr Vater, daß Ihr mir zum reichen Dank das Beste gegeben habt, was das Leben hat, ein liebes, gutes, treues Weib — meine Hannal!“

Nun wisset Ihr, liebe Leser, was aus dem Peter geworden! Und ächtes Gold ist es, was er gefunden.

Der Mensch wirkt auf den Menschen; keiner ist zu schwach, keiner zu stark, als daß er nicht einem Andern Stein des Anstoßes, oder Helfer sein kann, — ihn in den Abgrund zu ziehen, oder ihn aus der Verbannung der stürmischen Lebenswogen zu retten vermag! — Wägte das nur ein Jeder recht bedenken!

III. Gold.

Roth, Schwarz und Gold. Jetzt ist's also am Gold. Neben ist Silber, schweigen ist Gold, sagt das Sprichwort, wir könnten also füglich dieses Goldkapitel mit Schweigen übergehen, denn daß der Peter das Hännchen geheirathet hat, ist natürlich, es wäre ja sonst keine rechtsschaffene Geschichte.

Aber einen Blick in des Peters Haushalt wollen wir doch werfen, ob es auch ächtes Gold ist, was ihm das Schicksal bescheert?

Die Köhlerhütte im Walde stand längst leer, zum großen Vergnügen aller Strauchdiebe, Zigeuner und sonstiger Strolche. Es waren schon fast zwei Jahre vergangen, daß der schwarze Peter daraus verschwunden

Räthsel.

Meister und Geselle
Werden durch mich klug;
Ich zeig' auf der Stelle
Zeglichen Betrug.

Auf des Jungen Rücken
Tanz ich hin und her;
Schlägt man mich in Stücken,
Tauge ich nichts mehr.

Welle und Geselle
Haben beide mich,
Und an jeder Stelle
Bin ich da für Dich.

Laß Dich nicht mehr äffen
Durch mich armen Tropf!
Kannst Du mich nicht treffen,
Stell mich auf den Kopf.

Auflösung: DDD



Auch heuer hat der Hintende nicht viel von Weltbegebenheiten zu berichten, und das ist das Schlimmste nicht. Die Völler, die doch die Weltbegebenheiten machen, haben's wie die jungen Mädchen, je weniger man von ihnen spricht,

desto besser für ihren guten Ruf. In der Bezeugung könnten also die Weltbegebenheiten mit ihrem Rufe ziemlich zufrieden sein, und wären die Spanier nicht, man könnte sagen, die Welt sei auf dem alten Fleck stehen oder hängen geblieben, à la Snaaf.

Dort aber in Spanien, hat's einen tüchtigen Ruck nach vorwärts geihan. Billiger Weise fangen wir also an mit

Spanien.

Wir müssen da ein wenig weit ausholen und es wird auch nichts und es wird auch nichts geschaden, wenn das Gedächtniß des Lesers wieder aufgerührt wird, denn die spanische Geschichte ist nicht gerade Jedermanns Sache.

Zur Zeit, als Columbus Amerika entdeckte, herrschte eine Königin Isabella in Spanien oder eigentlich in Kastilien. Sie heirathete den König Ferdinand von Aragon, und so entstand dann die spanische Monarchie. Ferdinand und Isabella hinterließen bloß ein Kind, eine Tochter, Johanna, welche Hand und Thron dem Sohn des deutschen Kaisers Maximilian I., Philipp hieß er, schenkte. So bekam Spanien seine habsburgische Dynastie. Der Sohn Philipp's und Johanna's ist der bekannste, um nicht zu sagen berühmte, deutsche Kaiser Karl V. Zu seinem Reiche gehörten außer Spanien und Deutschland noch Mailand, Sicilien und Sardinien, die Niederlande, die Franche-Comté (Freigravschafft) in Frankreich und unermessliche Länder in der von Columbus entdeckten neuen Welt. Man sagte, in Karls Ländern gehe die Sonne nicht unter. In Spanien aber ging unter habsburgischer Herrschaft die Sonne unter

und noch vieles Andere dazu. Karls Sohn, der berühmte Philipp II., derselbe dem Marquis Vosa im „Don Carlos“ so die Meinung sagt, und seine Nachfolger brachten es mit Hilfe der Jesuiten dahin, daß das schöne gesegnete Spanien zu einem völlig machtlosen Staate herabsank, der um's Jahr 1700 bloß noch 8 Millionen Einwohner zählte. Die fleißigen Mauren (Araber), Juden und Keher hatte man vertrieben, verbrannt oder in Del gefotten; alles zur Ehre Gottes, und so den tüchtigsten Theil der Bevölkerung vernichtet. Der letzte Habsburger, Karl II., vermachte sein Reich einem weitläufigen Vetter, dem Franzosen Philipp, und so wurde Spanien mit einer bourbonischen Dynastie beglückt (1701). Zu verderben fanden die Bourbonen nicht viel mehr vor, aber verbessert haben sie in ihrer 167jährigen Sündenwirthschaft auch nichts. Daß ein Bruder des alten Napoleon, Joseph, vorübergehend König in Spanien war, wird den meisten Lesern bekant sein. Der letzte Bourbon, der siebente Ferdinand, hatte keine Knaben, sondern bloß ein Mädchen, Isabella getauft. Aus Betreiben seiner Hausheer, der Madame Christine, erkief er ein Gesetz, nach welchem der Thron nicht, wie es Recht und Herkommen verlangten, auf seinen Bruder, sondern auf seine Tochter vererbt

werden sollte. Also Weiberregiment. Zu bemerken ist hiebei, daß die Cortes (der Reichstag) diesem Gesetze beistimmten. Sie thaten dies theils, um das alte kastilische Recht herzustellen, theils um den in den Klauen der Jesuiten zappenden Bruder des Königs, Don Carlos, nicht zum Herrn und Meister zu bekommen. Sie hatten da einen schlechten Tausch gemacht und kamen vom Regen in die Traufe.

Zwar als Ferdinand anno 33 starb und sein Bruder Carlos den Thron beanspruchte u. die Fahne des Aufbruchs aufszog, scharte sich alles, was in Spanien freisinnig war oder doch so heißen wollte, um Christine, die Vormünderin der Königin Isabella. Aber die Freisinnigkeit des Weibes dauerte bloß so lange, bis die Carlisten, die Anhänger des Don Carlos, nach



Isabella.

langem blutigem Bürgerkriege überwunden und beseitigt waren. Dann riß die heillosene Wirthschaft ein: die Völlerlichkeit sah auf dem Thron.

Das Zwiebelnessen muß eine gesunde Nahrung sein, and den Spaniern eine unverwiltliche Natur verliehen haben, da sie sogar durch bourbonisches Weiberregiment nicht zu Grunde gerichtet werden konnten. Sie haben sich für Freiheit und Recht wacker gewebet. Schon unter französischer Herrschaft keimte die Saat der Freiheit, und die Geschichte Spaniens in den zwanziger Jahren hat mehr als ein blutiges Blatt aufzuweisen, das vom Kampfe des Volkes gegen den wiederhergestellten Bourbon berichtet. Die Regierung der beiden Weiber — Isabella war, Dank

der kostbaren Erziehung ihrer Mutter halb reif und selbstständig geworden — ist nichts als eine Geschichte fortwährend wiederholter Intriquen und fortwährend blutig unterdrückter Aufstände. Die Aufstände in Spanien haben alle ein eigenthümliches Gepräge: es sind Militäraufstände, Verschwörungen und das Volk hatte meistens das Zusehen. Dieser Umstand hat denn auch die Leitung der politischen Angelegenheiten ganz in die Hände der Generale gebracht. So lange sich Isabella an diese hielt, war das spanische Staatsschiff flott: erst als ihr Gusto eine andere Richtung nahm, und sie auch die Freuden nicht verschmähte, welche ihr Männer von Civil zu bieten vermochten, nahm die Sache eine gefährliche Wendung. Von Serrano, Prim und andern jetzt befehligen den Generalen ist bekannt, daß sie früher in persönlicher königlicher Gunst gestanden, und sie sollen es übel vermehrt haben, als ihre Königin vom Militär zum Civil überging. Doch wir müssen der Geschichte des verfloffenen Jahres näher kommen. Der erklärte Günstling der Königin war in der letzten Zeit und ist es noch, ein gewisser Marfori, von dem bezüglich seiner Laufbahn und Bildung nichts weiter zu sagen ist, als daß er ein kerngesunder Mann von 40 Jahren ist. Für die geistlichen Bedürfnisse der Landesmutter sorgte ein Jesuit, der Vater Claret und die blutschwitzende Nonne Patrocinia. Der Hintende kann das spanische Hofleben des Näheren nicht beschreiben, da auch Kinder den Kalender zur Hand bekommen. Genug: die Königin Isabella war bei Freund und Feind aller Achtung bar. Die goldene Rose, welche ihr der Papst von Rom in Anerkennung ihrer hohen weiblichen Tugenden geschickt hatte, vermochte diese Sachlage nicht zu ändern und so sehr die Rose auch parfümirt war, die Königin kam dadurch in keinen besseren Geruch. Alle wurmfürchtige Häuser fallen bekanntlich nicht immer bei Sturm und Ungewitter ein, sondern häufig in schönen warmen Sommernachmittagen; so gings auch mit der spanischen Monarchie.

Zwar war schon anno 67 stark am alten Thron gerüttelt worden; General Prim und mehrere Andere wollten ihm die bourbonischen Schaben ausklopfen, es gelang aber nicht, und mit einigen Erschießungen war die Sache abgethan. Die Königin fühlte sich sogar so sicher, daß sie auch für die Sicherheit Anderer sorgen zu können vermeinte. Sie trat mit dem französischen Kaiser in Unterhandlungen, welche den Zweck hatten, die weltliche Macht des heiligen Vaters aus Dankbarkeit für die Tugend-Rose für alle Zeiten zu besetzen. Zunächst sollten die französischen Truppen in Rom durch spanische ersetzt werden, als ob es in Rom nicht schon spanisch genug hergegangen wäre. Es kam aber nicht so weit. Napoleon hatte im Juni oder Juli 68 die Landmännin seiner Frau aufmerksam machen lassen, daß im schönen Spanien eine Verschwörung angezettelt sei, zu Gunsten ihres Schwagers, des Herzogs von Montpensier. Der Herzog von Montpensier ist ein Sohn des anno 48 in Rußland verletzten französischen Königs Louis Philipp und hat eine Schwester Isabellens zur Frau. Ob Madame Montpensier diejenige Infantin ist, welche anno 52 mit dem Koch ihrer Mutter

durchgebrannt ist, oder eine andere von den woflerzogenen Töchtern Christines, vermag der Hintende nicht zu sagen. Genug, sie sollte Königin und ihr Mann König werden. Isabella verbannte ihre liebe Schwester und ihren Schwager aus Spanien und begab sich nach San Sebastian, im Pyrenäen-Gebirge, um von dort aus ihren guten Freund, den Kaiser Napoleon, der in Biarritz weilte, zu besuchen und die Sicherheit des heiligen Vaters zu besprechen. Bald jedoch mußte sie auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein.

Am 19. September 1868 sagte Admiral Topete in Cadix zu seinen Matrosen: „Kinder, jetzt hab' ich's satt, wir wollen ihr den Laufpaß geben!“ steckte die rote Fahne auf den Mast seines Schiffes und kündete der Königin den Gehorsam auf; die ganze Flotte folgte jubelnd dem Beispiel. Die Nachricht hievon wurde in ganz Spanien mit Enthusiasmus aufgenommen; die Landjohndaten wollten hinter ihren Brüdern auf der See nicht zurückbleiben, und in einigen Tagen hatten sich fast alle spanischen Kriegerleute zu Gunsten des Aufstandes erklärt. Zwar sammelte General Pavia, bekannter unter dem Namen Marquis v. Novales, die treugebliebenen Isabeller und zog nach Andalusien, er wurde aber von den Aufständischen bei Alcolea in der Nähe von Cordova geschlagen und gefangen. Damit hatte die bourbonische Herrschaft in Spanien ein Ende.



Claret.

Die Aufständischen waren von General Serrano angeführt gewesen. Derselbe machte sich auf den Weg nach Madrid, wo er mit dem inavischen herbeigeeilten General Prim unter ungeheurem Jubel des Volkes seinen Einzug hielt. Sofort wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, der das ganze Land huldigte. Serrano und Topete galten als die Häupter der neuen Regierung.

Und Isabella? Ja, die war in San Sebastian und fragte den geliebten Marfori und den heiligen Claret um guten Rath. Aber guter Rath war theuer. Einer ihrer Minister war von Madrid per Extrazug nach San Sebastian gefahren, um die Königin zur Rückkehr nach Madrid zu bewegen, denn die Generale waren damals noch nicht eingezogen, und Madrid war ruhig geblieben. Der Minister stellte aber die Bedingung, die Königin müsse ohne Marfori kommen. Während ergriff Ihre Majestät den Minister am Kragen und schrie: „Was? ohne Marfori? Nimmermehr! Ohne Marfori kann ich nicht leben!“ Sie lebt nun mit Marfori, aber ohne Krone. Was mehr werth ist, die Krone von Spanien oder ein brauchbarer Intendant, vermag der Hintende nicht zu entscheiden, da er den Herrn Marfori nicht persönlich kennt.

Die San Sebastianer fingen zwar keine Revolution an, gaben aber doch auf unzweideutige Weise zu verstehen, daß sie die Ehre, einen königlichen Gast zu beherbergen, lange genug genossen haben, und so verließ denn die Königin das undankbare Spanien und nahm Abschied auf Nimmerwiedersehen. Anständig sind die Spanier, das muß man sagen. Sie gaben ihr das Geleit bis zur Stelle, wo ein Adler auf dem Grenzflöße verflüchtete, daß ein anderer Herrscher zu gebieten habe. Auch ihren Schatten, den König-Gemahl nahm sie mit, sowie ihre 7000 Son-

nenschirme, denn sie verließ ja den Schatten der spanischen Kastanien und fürchtete für ihren Teint in der französischen Sonne.

Der Herrscher von Frankreich empfing am Bahnhofe in Biarritz seine Gäste mit zuvorkommender Höflichkeit. Auch die Kaiserin Eugenie und das Kind von Frankreich waren zugegen. Was die hohen Herrschaften beim Anblick der flüchtigen Königsfamilie wohl gedacht haben, ist dem Hinkenden nicht verrathen worden: jedenfalls ließen sich sehr erbauliche Betrachtungen anstellen, wenn man nämlich gegen die Fingerzeige der Weltgeschichte nicht blind ist.

Von Biarritz ging die Reise weiter nach Bayonne, wo die Majestät von ihren Ministern empfangen wurde. Dieselben hatten es sich nicht nehmen lassen, der geliebten Landesmutter vorauszuweisen und allenthalben für einen guten Imbiß und Trunk zu sorgen. Denn in der Verbannung muß man auch gelebt haben, und Isabella nahm die Sache überhaupt sich nicht so zu Herzen, daß ihr darüber der Appetit vergangen wäre. — Von Bayonne ging weiter nach Pau in's Bad. Ob das Wasser daselbst hingereicht hat, alle Privat- und Regierungssünden abzuwaschen, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls litt es die Königin nicht lange dort. Sie übersiedelte nach Paris, ein ungeliebter Gast, dem Napoleon hatte sie nicht eingeladen, und wußte nun nicht recht, was er mit ihr anfangen sollte. Dort weiß sie indeß und hat Zeit, „fern von Madrid“ über den Wechsel aller menschlichen Dinge nachzudenken. Sie hat indeß Paris auch schon satt und soll gefonnen sein, ihren Wohnsitz in Prag zu nehmen, bis die Spanier reuevoll sie wieder auf den Thron ihrer Väter zurückholen werden. Inzwischen kann sie hoch mit dem Kur-Kasseler das Lied aus „Gaar und Zimmermann“ einstudiren:



Isabella's Ankunft in Paris.

„Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern etc.“

Daß sie im Spätjahr auf's Concil nach Rom geht, versteht sich von selbst. — Mit den Spaniern hat sich Isabella, abgesehen vom Thron, noch nicht völlig auseinander gesetzt. Zwar hat man ihr bereitwillig ihre Garberobe nachgeschickt, wozu man brauchte einen besondern Extrazug, um die vielen Unterröcke, Hosens, Hutschachteln, Fächer, Reitzzeitschen, Niederschlächchen, Rosenkränze u. s. w. nach Frankreich zu befördern. Das hat man ihr willig verabsolgt. Nachträglich aber stellte sich heraus, daß die sorgsame Königin Manches hatte misspazieren lassen, was eigentlich nicht der Königin gehörte, sondern dem Staate Spanien. So sind namentlich mehrere Hundert werthvolle Gemälde verschwunden. Die Spanier machen nun an ihre frühere Landesmutter eine Forderung von 36 Mill. Realen (4,500,000 fl.). Wie sie zur Bezahlung gelangen sollen, ist nicht abzusehen, denn die Noth- und Sparpfennige der fürsorglichen Ma-

dame sind in der Bank von England sicher angelegt und ob Diebe von Frankreich an Spanien ausgeliefert werden, weiß der Hinkende nicht.

Der werthe Leser wird sich wundern, in dieser ganzen spanischen Geschichte immer nur von der Königin Isabella zu hören und so gar wenig von ihrem Manne, dem König Franz. Der Hinkende kann nichts dafür. Er hat vom König Franz durchaus nichts weiter in Erfahrung bringen können, als daß derselbe mit Isabella und Marfiori dem schönen Spanien den Rücken gekehrt hat. Ein guter Mann ist er jedenfalls.

Nun aber zurück zu den unglücklichen, weil herrenlosen Spaniern.

Angestiftet war die Revolution unzweifelhaft zu Gunsten des Herzogs von Montpensier und vielleicht von diesem selbst; allein sie ging rasch über dieses Ziel hinaus. Der Ruf: „Keine Bourbonen mehr!“ erscholl so unzweideutig durch ganz Spanien, daß weder der Herzog noch seine Anhänger es wagten, öffentlich als Bewerber um die höchste Gewalt aufzutreten. Diese blieben Generalen, oder vielmehr der provisorischen Regierung, die sie bildeten. Beschlossen wurde alsbald, über die künftige Regierungsform bloß die verfassunggebenden Cortes entscheiden zu lassen. Es dauerte lange, bis diese zusammen kamen; sie wurden erst am 11. Februar 1869 eröffnet.

Es zeigte sich alsbald, daß die Republikaner nicht die Mehrheit hatten. Bloß 1/5 der Stimmen war ihnen in den Cortes sicher; die übrigen waren zur monarchischen gesinnt.

So wurde denn auch eine monarchische Verfassung — versteht sich auf „breitester Grundlage“ und eine Jakobiner-Mücke auf dem Haupt — ausgearbeitet, beraten und am 1. Juni mit 214 gegen 55 Stimmen angenommen. So wäre also das Königthum in Spanien fertig, aber der König fehlt noch bis heute. Ein spanischer Maler hat inzwischen dem Bedürfnisse abgeholfen, und hat einen König gemalt, freilich vorerst ohne Kopf, den wird er später darauf setzen, vorausgesetzt, daß die Spanier keinen kopflosen König wählen. Bis der Kalender gedruckt ist, und in die Welt hinauskommt, haben die Spanier vielleicht einen, aber was für einen? das weiß noch Niemand, und prophezeien ist auch für einen Kalenderreiber misslich, wenn's nämlich was anders betrifft als das Wetter. Mit dem Wetter freilich kann man's halten wie man will; trifft's bei uns nicht zu, so geräth's in Amerika und der Hinkende muß für seine Leser drüben überm Dach so gut sorgen, als für die hüben. In der Politik aber hat das Prophezeien seinen Haken. Nun, es wird am besten sein, wir lassen alle die spanischen Thron-Candidaten aufmarschiren. Die Spanier haben dann die Wahl, was sie thun wollen, und überraschen sie die Welt mit einem ganz andern, oder treiben sie gar einer königlosen Zukunft ent-

gegen, so schreibt man ja das nächste Jahr wieder einen Kalender, der auch seine Weltbegebenheiten enthalten muß. Also fangen wir an mit

Nummer 0. Isabella. Mit der ist's wohl aus, was nämlich den Thron anbelangt. Ihr erhabener Gönner in Paris wird sich an der spanischen Suppe den Mund nicht verbrennen wollen, es ist schon seinem Dheim nicht gut bekommen.

Nummer 1. Alfons Franz, Prinz von Asturien, 12 Jahre alt. Hat in den Augen der Spanier keinen andern Fehler, als daß seine Mutter Isabella heißt und sein Vater so zu sagen unbekannt ist. Nun, der ist noch jung, und wenn er nicht König wird, so kann er sonst noch etwas lernen, um in der Welt sein Fortkommen zu finden.

Nummer 2. Der Herzog von Montpensier ist zwar Schwager der Königin Isabella, und somit ein halber Bourbonne, hat aber noch die meisten Aussichten, wenn's nämlich nach Isopete's und vielleicht auch Serrano's Willen geht. Beim spanischen Volke ist er nicht beliebt, und der Umstand, daß er bei dem republikanischen Aufstande

Nummer 4. Dom Luiz, regierender König von Portugal. In Spanien gibt es eine große Partei, welche für eine iberische Union, d. h. für Vereinigung von Spanien und Portugal schwärmt. Die Portugiesen wollen aber so wenig spanisch werden, als die Schwäbischen Separatisten preußisch. Sie gaben daher ihrem Dom Luiz zu verstehen, wenn er König von Spanien werden wolle, so möge er zuvor in Portugal abdanken, damit sie sich nach einem andern Könige umsehen. Niemand könne zwei Herren dienen. Dom Luiz dachte und denkt wohl noch, ein Sperling in der Hand sei besser, als eine Taube auf dem Dache und zog vor, sicherer König in dem kleinen Portugal zu bleiben, anstatt nach dem unsichern Thron des großen Spanien zu trachten.

Nummer 5. Dom Fernando, der Vater des vorigen, auch König von Portugal genannt, obgleich er nichts zu regieren hat. Wie es kommt, daß der Sohn regiert und nicht der Vater, muß ein wenig erklärt werden. In Portugal ging wie in Spanien die Krone auf eine Tochter des Königs über. Als dieselbe heirathete, erhielt zwar ihr Mann den Titel als König, sie aber war und blieb



Marshall Serrano, s. B. Regent von Spanien.



Admiral Topete.

in Abalusien der provisorischen Regierung seine Dienste zur Bekämpfung desselben anbot, hat ihn in der öffentlichen Achtung eben nicht gehoben. Man schreibt ihm alle Fehler seines Vaters, namentlich auch dessen Knickerei zu, und seine Verbindung mit dem spanischen Zweige der Bourbonen mag seinen Charakter nicht gerade veredelt haben. Seine Erhebung auf den Thron würde jedenfalls schwere innere Unruhen zur Folge haben.

Nummer 3. Don Juan Carlos Maria Isidoro, Sohn des Don Carlos, der Isabella den Thron freitig machte, Haupt und Hoffnung der Carlisten. Carlisten finden sich bloß in den nördlichen Gegenden Spaniens und auch dort nicht in so großer Anzahl, daß sie zu fürchten wären. In zweiter Linie, wenn nämlich die Wiedereinführung Isabella's, oder ihres Sohnes unmöglich ist, ist Don Carlos auch der Candidat der Pfaffen. Trozdem ist an seine Erwählung nun und nimmermehr zu denken. An den Namen Don Carlos knüpft sich in Spanien der Gedanke an Rückschritt und Vergangenheit nicht an Fortschritt und Zukunft.

Hiermit wäre die Zahl der „legitimen“ spanischen Candidaten erschöpft, und wir müssen uns im Ausland umsehen. Sinf. Vote 1870.

regierende Königin, was Staatsfachen anbelangt. Wie sie's zu Hause gehalten haben, und wer da die Hofen angehabt hat, das geht uns hier nichts an. Als die Königin, Donna Maria starb, ging die Krone auf ihren ersten Sohn und nach dessen Tode auf den zweiten über. So ist also Dom Fernando zwar Vater des Königs, aber nicht regierender König. Dom Fernando ist unser Landmann, ein geborner Deutscher, ein Prinz von Coburg. Er hätte Zeit, sich des verwaisten Spaniens anzunehmen, aber er hat keine Lust dazu. Er lebt in einem schönen Landhause, trinkt Wein, den er selber gepflanzt hat, hat sich kürzlich mit einer schönen Tänzerin verheirathet, und ist dabei glücklicher, als er es im Maderer Schlosse oder gar im Eskorial sein würde.

Den Spaniern, die ihn zur Annahme ihrer feilen Krone zu bewegen suchten, sagte er: „Sehen Sie hier meinen Panamahut; derselbe ist leicht, sitzt mir bequem und schützt mich vor den Sonnenstrahlen vollkommen. Ich möchte ihn nicht mit einer Krone vertauschen, die mir leicht unbequem werden und mich drücken könnte.“ Als er erfuhr, daß von der Regierung oder doch der Mehrheit der Cortes eine Deputation an ihn gelangen sollte, ließ er

Sofort nach Madrid telegraphiren, die Herren könnten sich Zeit und Geld ersparen, er bleibe bei seinem Panamahut. Der wackere Deutsche hat Recht: man kann glücklich und zufrieden sein, auch ohne daß man Halbinseln zu regieren hat.

Nummer 6. Amadeus, Herzog von Aosta, Sohn Victor Emanuels von Italien. Prinz Amadeus gehört auch so halb und halb in die portugiesische Freundschaft, denn seine Schwester ist Königin in Portugal. Vielleicht wäre ihm eine Krone lieber, als ein Panamahut; er hat aber bis jetzt nicht Gelegenheit gehabt, sich darüber auszusprechen, da ihm die Krone noch nicht förmlich angetragen wurde. Kommt es so weit, so rät ihm der Hintenbe nach dem Hut zu greifen.

Mit der Zahl sechs wollen wir die Reihe der fürstlichen Candidaten schließen; denn was man von englischen, russischen, preussischen, schwedischen, dänischen, hohenzollern'schen und hohenzollern'schen Prinzen, von reuzgreiz-schleiz-lobensteinischen und lippe-bückeburgischen Hoheiten, vom König von Griechenland und dem Vicekönig von Egypten, von Si-lu-lu, einem Geschwisterkind des Kaisers von China und Ka-tek-go, dem Neffen des Mikado von Japan, geschrieben und ausgemacht hat, gehört doch wohl bloß in's Reich der Fabel. Nun aber haben die Spanier selbst noch Leute genug im Lande, die das Zeug zu einem Könige im Leibe hätten, wenn ihr Stammbaum auch nicht in die Zeiten Olms hinaufreicht. Da ist vor Allem

Nummer 7. Espartero, der Herzog von Vitoria. Dieser ist der Candidat der Republikaner; seit dieselben nämlich mit der Republik selbst durchzubringen nicht mehr hoffen dürfen, wollen sie wenigstens unter den nothwendigen Uebeln das kleinste wählen. Zu Gunsten ihres Candidaten, des Siegesherzogs, vermögen sie freilich nichts weiter vorzubringen, als daß derselbe alt und kinderlos sei. Das ist eben sein Vorzug in ihren Augen. Er hat seine 76 Jahre auf dem Rücken und ist so ziemlich ab- und ausgenützt. Von Zeit zu Zeit bewunderten die Spanier in ihm den Hort ihrer Freiheit; die Frucht seiner Siege hatte aber stets der Hof und nicht das Volk einzuernten. Wenn der Mann den Thron und nicht der Thron den Mann zu zieren hat, so stünde dem alten Herrn ein Hut viel besser als eine Krone.

Espartero hat an der gegenwärtigen spanischen Bewegung in keinerlei Weise Theil genommen; wahrscheinlich empfindet er selbst, daß seine Zeit vorüber ist.

Nummer 8. General Prim. Das ist ein schlauer Fuchs; er hat noch nicht gesagt, daß er den Thron wolle, hat aber auch noch nicht rundweg erklärt, daß er ihn nicht wolle. Ebenso wenig hat er sich über eine etwaige Präsidentschaft ausgelassen. Prim ist, was man so einen Lebemann heißt; er kann das auch aus-

führen, denn er hat eine sehr reiche Merikanerin zur Frau genommen. Dabei ist er aber ein äußerst unruhiger Kopf, der jedesmal, während er einen Verschwörungsploß auf dem Halse hatte, eine neue Verschwörung ausheckte. Wollte man alle die gegen ihn erlassenen Sieckbriefe und Verurtheilungen sammt den darauf folgenden Begnadigungen sammeln und drucken, es gäbe einen anständigen Band. Ob hinter diesem Treiben ein Charakter steckt, der im Stande wäre, seine Nebenbuhler niederzuhalten und die Geschicke der Nation mit Kraft und Weisheit zu lenken, wird sehr bezweifelt. Man könnte sich darin täuschen, aber der Muth, im entscheidenden Augenblicke mit sicherer Hand darein zu greifen, scheint ihm doch zu fehlen; seither erschien er meist auf dem Schauplatze, wenn die Hauptsache abgethan war. Seiner Erhebung auf den Thron stehen in erster Linie die andern Generale entgegen; sie werden sich schwerlich dazu verstehen, einen ihresgleichen zu ihrem Herrn zu machen. Prim ist anno

16 geboren, also den Republikanern noch nicht alt genug für den Thron, namentlich da er auch noch gar nicht gealtert ausfieht. Will er in Spanien bleiben, was sein Name besagt, der Erste, so hat er sich zu wehren.

Nun hätten wir 8 der Candidaten; denn Nr. 0, die Isabella, zählt nicht.

Damit die Spanier aber doch vorerst etwas haben, so haben sie den Marschall Serrano als Regenten mit dem Titel „Hohheit“ als provisorischen Hüter der Staatsverfassung aufgestellt.

So Spanier, jetzt wählet! Und thut ihr euch auf keinen vereinigen, oder wird Euer kostbares Geschenk zurückgewiesen, so probirt in Gottes Namen ein Paar Jahrelein ohne König, vielleicht geht es auch; es ist ja seit bald einem Jahre auch gegangen! Schon manches Gesetz und manche Verfassung ist bloß auf dem Papier bestanden; wie wär's, wenn Ihr der Welt auch einmal



General Prim.

das Beispiel geben würdet von einer Monarchie auf dem Papier?

Doch es sind Eure Sachen, sehet Ihr zu! Was auch das Endergebniß der spanischen Revolution sein mag, sie ist jedenfalls ein großer Riß durch jene Gesetze und Rechte, welche, wie Göthe sagt, sich als eine ewige Krankheit forterben, und stellt das Recht, das mit uns geboren wird, wieder in den Vordergrund. Sie ist ein kräftiger Ruck nach vorwärts, der nicht bloß Spanien, sondern der ganzen alten und neuen Welt zu gute kommt. Wird auch wieder eine erbliche Monarchie anstatt der alten errichtet: es ist nimmer die alte legitime, von Gottes Gnaden, es ist die neue von Volkes Gnaden. „Alle öffentliche Gewalt beruht im Volke“, spricht die neue Verfassung aus, und wer die Krone annimmt, hat das anzuerkennen und zu unterschreiben. Weil wir da gerade am Unterschreiben sind, so muß der Hintenbe doch auch seinen Lesern mittheilen, wie's beim Unterschreiben der Verfassung in

Madrid eine b... gefertigt... Neum... famen... Stahl... wenn... oder... Gerre... so ent... lieben... Gran... berne... We... thum... provi... dieles... Neub... Preß... und... würd... und... umm... gabel... und... im... grün... es m... ligid... rasch... wart... nicht... beben... neben... Jan... unba... gerä... hiev... wegg... ist... Die... nich... stre... thol... bleib... die... dür... zu f... feun... und... mit... kap... gom... eine... Heil... Spa... wor... den... dar... Nim... Han... dies... Sei... Nel... reiß... ma... sam... gre... ten

Madrid zugegangen ist. Für jeden Abgeordneten wurde eine besondere Feder von Silber mit elfenbeinerner Spitze gefertigt, die er zum ewigen Andenken behalten darf. Dem Republikaner verweigerten die Unterschrift und kamen so auch um die silberne Feder. Eine einfache Stahlfeder, etwas spitzig wie die des Hinkenden, hätte, wenn man sparen wollte, freilich den Dienst auch gethan, oder auch ein guter Gänsekiel; und den paar schwarzen Herren, die sich in die Cortes verirrt haben, hätte man ja extra eine Rabenfeder zuschneiden können. Die Spanier lieben aber einmal bei allem, was sie thun, eine gewisse Grandezza, und so mag ihnen der Aufwand mit den silbernen Federn verziehen sein.

Wenn ein Haus einfällt, ist das erste, was man zu thun hat, den Schutt wegzuräumen. Da fand denn die provisorische Regierung Arbeit genug vor, und sie hat sich dieser Arbeit mit größerem Geschick entledigt, als sie beim Neubau entwickelte. Die Pressfreiheit, das Vereins- und Versammlungs-Recht wurden alsbald verkündet und eingeführt, eine Menge unnütziger Stellen und Ausgaben wurden abgeschafft und überhaupt begonnen, im ganzen Staatswesen gründlich auszumisten. Daß es mit Neuerungen auf reichem Gebiet nicht so rasch geht, als viele erwarten haben, darf uns nicht wundern, man muß bedenken, daß es in Spanien ist, wo seit bald 400 Jahren den Pfaffen eine unbeschränkte Herrschaft eingeräumt war; die Folgen hiervon sind nicht über Nacht wegzuräumen. Geschehen ist, was geschehen konnte. Die Verfassung enthält zwar nicht die Trennung der Kirche vom Staate; die katholische Religion ist und bleibt Staatsreligion, d. h. die Religion, für deren Bedürfnisse von Staatswegen zu sorgen ist; aber alle Beschränkungen sind freigegeben, und da und dort ist schon mit dem Bau evangelischer Kapellen oder Kirchen begonnen worden, und für eine protestantische Kirche in Madrid hat man kürzlich in Heideberg Beiträge gesammelt. Das ist schon viel in Spanien. Mit den Klöstern ist theilweise schon aufgeräumt worden und wird hoffentlich noch gänzlich aufgeräumt werden. Sie sollen Schulen und meinetwegen auch Kasernen daraus machen, immer besser als Nestler für faule Pfaffen. Nimmt die Regierung das Schulwesen kräftig in die Hand — die Gemeinderäthe aller größeren Städte haben dies von sich aus schon gethan — und läßt der freien Geistesrichtung ihre freie Entwicklung, so wird bald der Nebel, der sich über die schöne Halbinsel gelagert hat, zerreißen und dem hellen Sonnenschein Platz machen.

Wie dem ganzen zusehenden Europa, so ging auch manchem Spanier die Entwicklung der Dinge zu langsam. Dies war namentlich in Andalusien und den angrenzenden Provinzen der Fall. Die guten Leute konnten nicht einsehen, warum man in Madrid um die Re-

publik herumgehen solle wie die Kacke um den heißen Brei. Sie proclamirten dieselbe daher auf eigene Faust, wurden aber von den Generalen belehrt, daß bloß sie auf's Revolutioniren patentirt seien. In Cadix, Xeres, Malaga und andern Orien kam's zum blutigen Zusammenstoß zwischen den Republikanern und den provisorischen Regierungstruppen. Am blutigsten giengs dabei in Malaga zu, wo der gute Wein die Köpfe ohnehin gerne erhitzt. Zwei Tage und eine Nacht hindurch wurde ununterbrochen gekämpft. Das Innere der Stadt mußte erst mit dem Bajonnet genommen werden, ehe die Republikaner sich ergaben. Bei diesen republikanischen Aufständen wurde mehr Blut vergossen, als bei der Vertreibung der Königin Isabella und ihrer Anhänger. Es war um Weihnachten 68 als sie stattfanden, also lange vor Eröffnung der Cortes. Der Entscheidung der letzteren sollte allerdings keine einzelne Stadt oder Provinz vorgreifen; aber warum sollten die Bürger von Cadix und Malaga nicht das Recht gehabt haben, sich für die oder jene Regierungsform öffentlich auszusprechen? Und Bürger gegen Bürger sollten eben nicht gleich zu Kanonen und Kartätschen greifen. Seitdem ist's ruhig geblieben.



Ermordung des Gouverneurs in Burgos.

Große Aufregung verursachte ein in Burgos von den Pfaffen angestifteter und am 25. Januar ausgeführter Meuchelmord.

Entierrez de Castro, Civil-Gouverneur von Burgos, ein freisinniger, höchst geachteter Mann, wurde in der Hauptkirche daselbst erschossen. Und warum? Er war von der Regierung beauftragt, zu erheben, was von werthvollen Gegenständen in der Kirche noch vorhanden sei; man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die Pfaffen überall bei Seite zu schaffen suchten, was irgend von Werth war und wollte diese Beeinträchtigung des Staatseigenthums nicht länger dulden. Dagegen wehrten sie sich

durch Meuchelmord. Den Anstiftern und Thätern ist ihr Lohn geworden.

Als in Spanien ausgekehrt wurde, so wollte

Cuba

hinter dem Mutterlande nicht zurückbleiben und griff auch nach dem Besen. Nur waren die Verhältnisse auf der schönen antillischen Insel ganz andere, als am Tajo- und Ebrostrand. Der Aufstand kehrte sich gegen die spanische Statthaltereit und die spanischen Truppen, und das Lösungswort war keineswegs: „Keine Bourbonen mehr!“ sondern: „Trennung von Spanien, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Cuba's!“ Die Generale in Madrid wollten nicht den Vorwurf auf sich laden, daß unter ihrer Regierung Spanien seine schönste Perle verloren habe; sie sandten zur Unterdrückung des Aufstandes wiederholt Truppen ab. Allein so viel auch von den Siegen dieser

Truppen und von den Niederlagen der Cubaner schon berichtet worden ist, der Aufstand ist eben noch immer nicht unterdrückt; im Gegentheil haben in neuester Zeit auch die spanischen Truppen, die Freiwilligen, dem Generalcapitän von Cuba, dem General Dulce, den Gehorsam gekündet und denselben genöthigt, nach der alten Welt sich einzuschiffen.

Bei den Vorgängen auf Cuba haben die Nordamerikaner die Hand im Spiele. Sie sind längst lüstern nach dem schönen Lande, wo die köstlichen Habana-Cigarren wie bei uns die Spargeln wachsen, und wenn sich Gelegenheit bietet, so sind die Republikaner der neuen Welt im Annectiren so wenig bedenklich als die Monarchen der alten Welt.

So, nun wäre der Hinkende mit den Spaniern auf 1 Jahr fertig; doch: „Wo man's am wenigsten dachte, springt der Hase heraus“, sagt ein spanisches Sprichwort.

Bringt da die neueste Zeitung die Nachricht, daß ein König für Spanien gefunden sei, und zwar ist es keiner von den 8 Candidaten des Hinkenden. Er muß also noch hinten nachhinken mit

Nummer 9: Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, Neffe Victor Emanuels und also Geschwisterkind von Nummer 6. So weit des Hinkenden geschichtliches Gedächtniß reicht, hat noch kein Thomas einen Thron geziert, es wäre also wohl der Mühe werth, es auch einmal mit einem solchen zu probiren. Warum sollte ein Thomas nicht ebenso gut regieren können, als ein Jakob oder Peter oder Michel? Vorerst ist aber der fragliche Thomas noch ein unglücklicher Thomas, d. h. er glaubt selber nicht daran und studirt inzwischen in Oxford canonisches und anderes Recht.

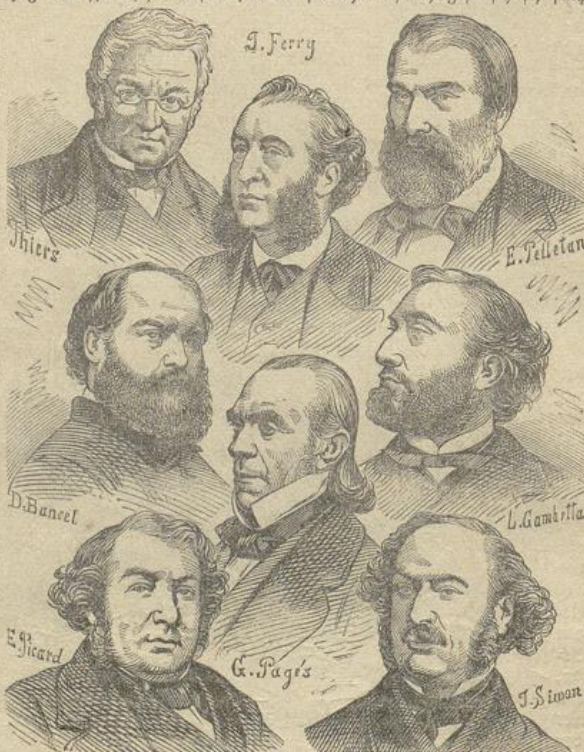
Nun aber genug von Spanien!

Frankreich.

Er an der Seine mag seinen Theil gedacht haben über die Vorkommnisse in Spanien, die ihn ganz in die Quere kamen. „Schau, schau, es geht oft schneller als man glaubt!“ — soll Er gesagt haben, wenn der Kladderadatsch recht gehört hat. Es war alles so nett eingefädelt: die Franzosen in Rom sollten durch Spanien erst und damit Frankreich, der Papst, die Kaiserin und das eigene Gewissen zufriedener gestellt werden. Da kommt die dumme Revolution dazwischen und schießt ihm Isabella, Marfiori und die ganze spanische Pastete auf den Hals. Das war ärgerlich, namentlich auch des schlechten Beispiels wegen, das den in diesem Punkte sehr lernbegierigen Franzosen gegeben warb. Andern aber ließ es sich nicht, und er hat sich sehr gebüht, etwas daran ändern zu wollen. In Frankreich selbst ist des Weltgeschichtlichen nicht viel oder eigentlich nichts geschehen. Der Kaiser ist um ein

Jahr älter geworden und sein Sohn ebenfalls; für letztern mag es ihn freuen, für ihn selbst aber nicht — vielleicht aber auch; denn in Frankreich darf man sich Gottlob! sagen, wenn wieder ein Jahr in Ruhe vorübergegangen ist. So gar ruhig ging es indessen nicht zu. Da ist einmal vor allem das ewige Geheze gegen Preußen und Deutschland. Die Franzosen können und wollen noch immer nicht begreifen, daß auch ohne sie in Weltgeschichte gemacht werden kann. Sie müßens noch begreifen lernen und Napoleon hat es vielleicht schon begreifen. Wäre bei uns hüben über'm Rhein Alles, was es sein sollte, wäre bei uns selbst nicht das ewige Gehezer und Geheze: die Franzosen dächten nicht daran ein Wort in unsere Angelegenheiten zu reden.

Zur Abwechslung machten sich die Franzosen auch einmal an einen andern Nachbar: sie erfanden die belgische Frage. Eine französische Eisenbahngesellschaft, die belgische Eisenbahngesellschaft, suchte sich in den West von



Die neuen Pariser Abgeordneten.

der wichtigsten belgischen Eisenbahnlinien zu bringen, was den Franzosen ermöglicht hätte, in Friedenszeiten die belgische Industrie, in Kriegszeiten das belgische Heer lahm zu legen. Hinter der französischen Eisenbahngesellschaft stand natürlich die französische Regierung; es sollte in aller Gemüthlichkeit eine friedliche Annexion Belgiens eingeleitet werden. Die Belgier aber rochen den Luntten und machten schnell ein Gesetz, wornach die Uebertragung von Eisenbahnconcessionen von der Laubniß der Regierung abhängig sein soll. Ein ähnliches Gesetz besteht in Frankreich längst; dessen ungeachtet aber schrien die Franzosen über Gewaltthätigkeit und Gerathforderung, die sich ein kleiner schwacher Staat gegen die große mächtige Nation erlaube. Glücklicherweise hatte es bei dem Geheze sein Bewenden. Die Belgischen Eisenbahnen nicht.

Meher als Deutsche und Belgier machen dem Kaiser seine eigenen Franzosen zu schaffen. Sie sind, namentlich die Pariser, sehr erfinderisch in dem, was geeignet ist, den Kaiser zu ärgern. Vor allen versteht dieß ein gewisser Rochefort, ein Graf, der sich aber einfach Henri Rochefort schreibt und nennt. Der kam auf den Gedanken, ein neues Blatt zu schreiben, die Laterne, einzig zu dem Zwecke, um dem Kaiser damit heimzuleuchten. Das thut er denn auch ganz ungenirt. Napoleon hat wohl seinem Reichtvater so viel gebeichtet, als ihm Rochefort unter die Nase reibt. Trotz seines hohen Preises fand das Blatt reißenden Abgang, und schon die ersten 10 Nummern hätten den Rochefort zum reichen Mann gemacht, wenn er nicht als ächter Pariser die goldenen Napoleons ebenso schnell durchgejaagt hätte, als sie hereingekommen waren. Daß seines Bleibens in Paris und Frankreich

nicht
Er
das
nach
zu
Bei
geben
fort
gew
18,3
wen
nur
der

zu
geb
Lat
ter,
mer
han
nu
ist.
abe
ma
so
wä
ger



Henri Rochefort.

nicht sein konnte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er floh nach Belgien, und die Volkzeigerichte haben nun das Vergnügen, ih für jede Nummer seiner Laternen, die nach wie vor erscheint und in viel tausend Exemplaren nach Frankreich eingeschmuggelt wird, in contumaciam zu verurtheilen. Das ist aber noch nicht das Aergste. Bei den im Mai vorgenommenen Wahlen zum gesetzgebenden Körper stellte ein Pariser Wahlbezirk den Rochefort als Candidaten auf, und es fehlte wenig, er wäre gewählt worden; mit 14,761 Stimmen unterlag er gegen 18,350, welche Jules Favre erhielt, der aber ebenso wenig ein guter Freund Napoleons ist, als Rochefort; nur daß jener Glacéhandschube anhat, während dieser mit der Faust drein schlägt.



Jules Favre.

Die Franzosen dürfen übrigens mit dieser Wahl ganz zufrieden sein, denn Jules Favre ist ein durch und durch gebiener Patriot und praktischer Politiker, während der Laternen-Mann Rochefort nichts ist als ein frivolster Spötter, dessen Erfahrung- und Gedankenlosigkeit in der Kammer bald genug an den Tag gekommen wäre.

Die Wahlen zum gesetzgebenden Körper überhaupt könnten Napoleon die Augen öffnen über die Stimmung in Frankreich, wenn er darüber noch im Unklaren ist. Zwar ist die Mehrzahl derselben kaiserlich ausgefallen, aber bei weitem nimmer in dem Grade, wie früher. Zählt man alle in Frankreich abgegebenen Stimmen zusammen, so entfallen auf die kaiserlichen Candidaten etwa 4 Millionen, während auf die der Opposition kaum 1/2 Million weniger kommen. Die weltbekanntesten 8 Millionen, auf

benen das Recht Napoleons an den Kaiserthron beruht, sind also bedeutend zusammengeschmolzen. Die Franzosen haben längst eingesehen, daß alles nur eine Zeit lang schön ist, und wäre es auch ein auf das allgemeine Stimmrecht gegründetes Kaiserthum. Was den Anusfall der Wahlen für Napoleon am bedenklichsten macht, ist der Umstand, daß die großen Städte alle feindlich abgestimmt haben, und daß er seine Mehrheit nur dem Landvolke zu verdanken hat und mehr noch der nichtswürdigen Einteilung der Wahlbezirke, die so eingerichtet sind, daß die geschicktesten Leute immer von den durch die Pfaffen und Bürgermeister bearbeiteten Dummköpfen überstimmt werden. Von einem der freisinnigen Deputirten will der Hinkende ein Geschichtlein erzählen:

Im Priesterseminar in Montauban war ein junger Mann, der hatte zum Geistlichwerden wenig Talent und noch weniger Lust. Also schrieb er eines Tages seinem Vater: „Lieber Vater, hole mich, oder ich steche mir ein Auge aus.“ Der Vater dachte: „der Narr“, und gab ihm keine Antwort. — Drei Tage darauf meldete dem Vater ein Brief des Directors: „Euer Sohn hat sich ein Auge ausgestochen.“ Jetzt war's dem Vater nicht einerlei, schleunig reist er zu seinem Sohne, zankt mit ihm und beschwichtigt ihn und — läßt ihn im Seminar. Kaum aber daheim angekommen, erhält er wieder einen Brief: „Lieber Vater, wenn Du mich in drei Tagen nicht von hier fortlässest, so steche ich mir auch das andere Auge aus. Hochachtungsvoll etc.“ Jetzt gab der Alte nach und hat seinen Sohn geholt. Der Sohn ist Advokat geworden und heißt Gambetta, und ist derselbe junge Mann und Republikaner, den die Pariser in die Kammer gewählt haben. — Der hatte gewiß keine Lust, Priester zu werden, und wenn er sich nur halb so energisch gegen Napoleon wehrt, als er sich gegen die Priesterei gewehrt hat, so mag der Kaiser sich auf einen ersten Kampf gefaßt halten mit dem eindüggigen Gambetta. —



In der gesetzgebenden Versammlung selbst wird die Opposition keinen Beschluß durchzusetzen vermögen, denn sie wird nicht über 1/5 oder höchstens 1/4 der Stimmen zu gebieten haben; der Kampf könnte aber leicht aus der Kammer wo anders hin verlegt werden, und — doch was brauchen wir uns mit Vermuthungen den Kopf zu zerbrechen? Napoleon weiß so wenig als der Hinkende, was in der Zeiten Hintergründe schlummert. Für uns Deutsche wäre jedenfalls gut, unsere Zustände vorher fertig zu machen, ehe der Tanz drüben wieder angeht.

Auch ein Todter hat dem Kaiser Napoleon viel zu zu schaffen gemacht, der am 3. December 1811 im Kampfe für Gesetz und Recht auf einer Barricade gefallene Abge-

ordnete Baudin. 17 Jahre waren verfloßen, und wohl nur wenige mögen noch des Ehrenmanns gedacht haben, der auf dem Kirchhofe von Montmartre schlummerte. Am Allerheiligentage suchten einige Pariser sein Grab auf und schmückten es mit Blumen. Sofort wurde die Wallfahrt zu Baudins Grab als Kundgebung republikanischer Gesinnung benützt und halb Paris strömte dorthin. Alle freisinnigen Blätter forderten die Sammlungen, besetzte am Todestag Baudins dessen Grab und den ganzen Kirchhof mit Truppen und stellte eine Menge Baudin-Berehrer vor's Gericht. Die darüber geführten Verhandlungen dienten nicht dazu, das Ansehen des Kaisers und seiner Regierung zu erhöhen. Man erinnerte sich wieder lebhafter an den blutigen Geburtstag des Kaiserreichs und man verurtheilte den 2. Dezember in einer bisher unerhörten Sprache. Wurden auch die Mißvergünstigten niedergehalten, und die Angeklagten bestraft, so konnte man doch das Gespenst „Baudin“ nicht erschrecken, wie einst den Mann selbst, den der Mörder der Republik zu einem stillen Manne gemacht zu haben glaubte. Die Pariser haben

heuer auch einmal an ihre besondern Pariser An- gelegenheiten ge- dacht und ihr Soll und Haben unter- sucht. Da fanden sie denn, daß ihr Oberamtmann oder Präfect, wie man's in Frank- reich heißt, für Ver- schönung des schon vorher schö- nen Paris nicht weniger als 1865 Millionen Franken ausgegeben hatte. Herr Haus- mann, so heißt der Verschönerer (man könnte mei- nen, es wäre ein Deutscher, es ist aber ein geborener Pariser), hatte seit

15 Jahren nicht nur einzelne Häuser und Straßen, son- dern ganze Stadtviertel niederreißen lassen und dafür schöne neue breite Straßen angelegt, natürlich alles, um den Pariser mehr Licht und Luft zu verschaffen. Die Pariser aber und auch andere Leute meinen, man habe nicht nur ihnen Licht und Luft ver- schaffen wollen, sondern auch den Kanonensigel. Niedergerissen wurden nämlich alle die krummen und engen Gassen, in welche sich bei jeder Revolution die Aufständischen festsetzten, und wo ihnen mit Kanonen und Kartätschen nicht wohl beizukommen war. Jetzt sollen sie's wieder versuchen, und in den breiten geraden Straßen, deren Haupt- ecken mit festen Kasernen versehen sind, Barrikaden bauen! Nun, schöner mag Paris jedenfalls geworden sein, wenn nur die 1865 Millionen auch bezahlt wären. Nicht weniger als 465 Millionen sind noch zu beden- ken, welche Herr Hausmann bei der Bodentribitanität auf Rechnung der guten Stadt Paris entlehnt hat. Die Pariser lassen sich indessen darüber keine grauen Haare wachsen. Sie hoffen, die Schulden Frankreichs und die der Stadt Paris werden an Einem nicht mehr fernem Tage getilgt werden.

Am 15. August wird der hundertjährige Geburtstag des alten Napoleon gefeiert. Die Kritiker liegen sich schon lange in den Haaren und streiten, ob Napoleon auch wirklich am 15. August 1769, oder nicht schon im Jahre 1768 geboren sei. Der alte Kaiser steht im Verdacht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. Seine Heimath, die Insel Corsica, kam nämlich im Jahr 1768 an Frankreich, und dazumal soll er schon am Leben ge- wesen sein. Um aber bei den Franzosen als geborner Franzose zu gelten, habe er in eigener Machtvollkommen- heit seinen Geburtstag um 1 Jahr zurück- oder vielmehr vorgeschoben und 1769 anstatt 1768 in seinen Tauffchein setzen lassen. Der Hinkende läßt unentschieden, welche Jahreszahl die richtige ist; die Welt verliert nichts dabei, ob Napoleon als Landsmann oder als annectirter Corse den Franzosen die Haut über die Ohren gezogen hat. Eines aber ist gewiß, die Franzosen mögen meinethalben an dem 100jährigen Napoleonstage Champagner trinken, der Hinkende trinkt an diesem Tage Brunnwasser, so schwer es ihm auch ankommen mag.

Italien.



Baudin's Tod am 3. Dezember 1861.

Vom Königreich Italien ist außer der Einführung der neuen Steuern, von denen der Hin- kende schon im vor- jährigen Kalender berichtet hat, nicht viel Neues zu sa- gen, und auch in diesem Punkte hätten's die Ita- liener gern beim Alten gelassen.

Dagegen hat man gemunkelt, daß der Ke galantuomo es nicht beim Alten lassen wolle gegen- über Deutschland, dem er bekanntlich Venedig verbankt. Er soll mit dem Habsburger und mit Napoleon im Trüben fischen wollen, aber man begreift nicht, was er dabei fischen könnte, und die Italiener wittern saule Fische und sehen schein dazu, wie sich die Weiden, Franz Joseph und Viktor Emanuel gegenseitig mit Orden und Regimentern beschenken.

Der König von Italien würde besser thun, sich mehr um sein eigenes Hauswesen zu bekümmern, als in fremde Haushaltungen mit drein reden zu wollen, denn das Einigungswerk in Italien geht verdammt langsam vor- wärts, ja ist förmlich in Stillstand gerathen, und wird nächstens wieder rückwärts gehen. Der Regierung fehlt es an Kraft und Energie gegenüber diesem halbgebildeten, noch an den Nachwehen der Pflasterkrankheit leidenden Volke, und wenn die Bestechung und Mord selbst aus den Kreisen der sogenannten Gebildeten sich rekrutirt, so sind das Zustände, die dem Könige keine Zeit lassen sollten sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern.

Doch die Gefühle und Interessen der Völker sind oft mächtiger als die Launen der Könige, und mag Viktor Emanuel auch mit Deutschland grollen und schmollen, er folgt doch der gebieterischen Nothwendigkeit und läßt durch eine Gotthardts-Bahn Italien mit dem deutschen Mittel- punkt von Europa verbinden, eine Bahn, die den Mont-

Venis und den Bremer, die seine Freunde Frankreich und Oesterreich links und rechts liegen lassen.

Rom.

Die Hauptsache sind hier die Vorbereitungen zum Concil. Auf das Concil selbst kann der Hinkende mit dem Druck seines Kalendes nicht warten, die Zeit geht fort, und sie werden sie wahrscheinlich auch in Rom nicht zum Stillstand bringen.

Am 24. November 1868 wurden in der ewigen Stadt 2 politische Verbrecher hingerichtet, Monti und Tognetti. Sie hatten die Serristorifaserne mit den päpstlichen Zuaven in Rom in die Luft sprengen wollen, und es hatten dabei allerdings mehrere Personen das Leben verloren. Indessen hatte man allgemein geglaubt, der heilige Vater werde sie begnadigen, da ihr Verbrechen ein politisches war, und sich nicht nur die italienische Regierung, sondern selbst Napoleon für ihre Begnadigung verwendet hatte. Aber umsonst! Am Tage der Eröffnung des italienischen Parlaments in Florenz mußte die Guillotine in Rom ihren schauerlichen Dienst thun. Das Parlament verstand den Wink nur zu gut. Eine ungeheure Entzweiung brach aus, und einer der Abgeordneten, Virio, rief: Wir können nichts thun, als die Tapfern des Landes auffordern „Geht nach Rom und werft die Hande in die Tiber!“ Auch der Ministerpräsident konnte nicht umhin, die Hinrichtung auf's Nachdrücklichste zu mißbilligen, und die Kammer beschloß mit allen gegen 6 Stimmen einen feierlichen Protest. Damit waren freilich weder Monti und Tognetti, noch die von letztern in's Jenjeits beförderten Zuaven und Musikanten in's Leben zurückgerufen.

Nach dem Vorgange mit Monti und Tognetti schien das Leben zweier andern Gefangenen in Rom keinen Peterspfennig mehr werth zu sein. Es waren dieß Njani und Luzzi, die ebenfalls zum Tode verurtheilt worden waren. Njani besaß eine Wollwaarenfabrik in Rom und war benüncirt worden, in seinem Hause befand sich eine Waffenkammer. Eine Compagnie Gendarmen und eine Compagnie Soldaten rückten an und es entspann sich in der Fabrik ein mörderischer Kampf, bei welchem 16 von Njani's Freunden und Arbeitern und 1 Zuave getödtet wurden. Das Haus wurde erkürrt und zerstört und Njani flüchtete sich in das Haus einer Frau Tavani. Dort fanden ihn die Zuaven, nahmen ihn gefangen und mordeten die Frau Tavani und ihren 13jährigen Sohn.

Das war am 25. October 1867 geschehen, zur Zeit als Garibaldi durch die französischen Chassepots an der Einnahme der ewigen Stadt gehindert worden war. Nach 14monatlicher Gefangenschaft sollte nun Njani mit seinem Freunde Luzzi dafür unter die Guillotine kommen. Sie wurden jedoch auf persönliche Verwendung Victor Emanuel's begnadigt.

Christus hat dem Malchus sein abgehauenes Ohr wieder hergestellt, daran dachte vielleicht der Nachfolger Petri in der letzten Stunde, und daß es ihm vielleicht etwas schwer werden dürfte abgehauene Köpfe wieder aufzusetzen, trotz seiner Unfehlbarkeit.

Doch, wir sind ja an den Vorbereitungen zum Concil! Concil! Was ist Concil?

Das Concil ist die letzte Delung, die sich der Ultramontanismus selber gibt, eine Illustration zu dem Sprichworte: „Blinder Eifer schadet nur.“ Mit den eigentlichen kirchlichen und religiösen Sachen, die auf dem Concil vorkommen sollen, macht sich der Hinkende nicht befassen, und was z. B. die Empfängniß und Himmelfahrt der Maria betrifft so ist das Glaubens- und auch ein wenig Geschmacksache, und das gehört vorerst nicht in den Kalender. Das ist aber nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist, was die Kirchengemeinschaft angehörigermassen aus fremdem Bereiche in den

ihrigen herüberziehen will. Nun, um was handelt es sich denn? Einfach darum, daß eine Handvoll Jesuiten mit Hilfe einiger Hundert Bischöfe und Priester es unternehmen will, die anderthalb Tausend Millionen Menschen, die auf Erden leben, geistig zu knebeln und allen gesunden Menschenverstand todt zu schlagen, indem der Syllabus zum obersten Grundsatz der Welt und die Unfehlbarkeit des Papstes zum obersten Glaubensgrundsatz erklärt werden soll.

Man mag dieß einen Riesenkampf nennen, der Hinkende hält es für einen Streich von Leuten, denen — ein Ziegel gerutscht ist, oder zwei, und er hat sich bereits vorgenommen, falls etwa der künftige unfehlbare Papst erklären sollte, daß 3 von 5 aufgehe, oder daß der Peterspfennig immer noch zu klein ausfalle, dieß ganz ergebnis nicht zu glauben. Er hat nun einmal keinen solchen baumstarken Glauben. —

Eigentlich werden es zwei Concile sein, eines in Rom und eines in Neapel, in Rom nachten die Jesuiten und in Neapel tagen die Freidenker, und diese wollen den Jesuiten die Stange halten, damit sie doch nicht gar zu arg damit im Nebel herumfahren.

Der heilige Vater hat nicht nur die Bekenner der griechisch-katholischen Kirche, sondern auch die Protestanten und alle Kezer eingeladen, sich auf dem Concile einzufinden, natürlich, um in den Schooß der einzig seligmachenden Kirche zurückzukehren. In dem betreffenden Schreiben heißt es: „Wir ermahnen wieder und wieder alle von uns getrennten Christen, sie mögen eilends zu dem einzigen Schafstall zurückkehren; die ganze Welt kann den wahren Frieden nicht genießen, wenn nicht ein Schafstall und ein Hirte sein wird.“

Was meint der werthe Leser, wollen wir nicht auch nach Rom? Der Hinkende läßt es hüßlich bleiben, in Lahr sieht er viel sicherer. Hätten sie ihn einmal beim Kragen, er würde keinen Fürsprecher finden wie der Njani und Luzzi. Der übrigens etwas von ihm will, der komme nach Lahr. Von Rom nach Lahr ist's keinen Schritt weiter, als von Lahr nach Rom.

Der heiligväterlichen Aufforderung gegenüber haben die deutschen Protestanten am letzten Mai in Worms eine Versammlung gehalten, bei welcher feierlich gegen diese Zumuthung protestirt wurde. Es mag ganz gut sein, daß man auf eine so zudringliche Einladung eine derbe Abfertigung folgen läßt, wichtiger aber ist, daß die Katholiken selbst sich gegen die Annahmungen der römischen Curie zu regen beginnen. Ihnen kommt dieses auch zunächst zu. Den Nichtkatholiken können Papst und Concil nichts vorschreiben, sie können einfach darüber lachen, den Katholiken aber kann es nicht gleichgültig sein, von Rom aus ihre Denk- und Gewissensfreiheit beeinträchtigt zu sehen: sie mögen sich deshalb wehren. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht die Freisinnigen aller Bekenntnisse zusammenzutreten haben, wo es gilt, für Licht und Recht einzustehen.

Der Hinkende unterläßt vorerst weiteres über das Concil; erst im nächsten Kalender kann er berichten, was sie Gutes in Rom ausgemacht haben. Seine Hoffnung ist, auch das Concil werde die Menschheit einen guten Schritt vorwärts bringen, freilich in anderm Sinne, als es die vorkommen Herren beabsichtigen.

Am 11. April feierte der heilige Vater in Rom sein 50jähriges Priesterjubiläum. Das Zusammenströmen von Gläubigen aus allen Ländern dabei mag großartig gewesen sein. Die meisten kamen nicht mit leeren Händen. Auch die unmittelbaren Unterthanen Seiner Heiligkeit brachten ihr Scherlein, größtentheils in Naturalien bestehend. Der betreffenden Deputation schloß sich meist die ganze Gemeinde an. Cori sandte Tabak, Bracciano 6 Kälber, Sermoneta 4 Büffelochsen, Civitena Käse, Grosinoni Getreide, Belleri Wein, Cervetri Vögel. In

Rom war es unmöglich, all' den vielen Anknüpfungen Nahrung und Obdach zu gewähren; nun, dem Italiener macht das Obdach nicht viele Sorgen, er begnügt sich auch mit Gottes blauem Himmel, und Naturalien hatten die Deputationen ja bei sich. Was davon noch an seine Adresse gelangte, wurde den armen Klöstern zugetheilt, da Seine Heiligkeit selbst nur eine kleine Haushaltung führt. Werthvoller waren die Spenden, die von fern her kamen. Deutschland sandte zu dem Feste 112 Millionen Peterspfennige, Ungarn etliche 40 oder 50 Millionen. Man klagt immer, das Geld sei rar: in Rom kann es nicht rar sein. Man hatte dessen genug, um die Peterskirche, den Vatikan, die Engelsburg und ganz Rom zu beleuchten. Der Hinkende hätte jedem Spender von Peterspfennigen von Herzen die Freude gewünscht, daß er die bengalische Feuer mit angesehen hätte, in welchen dieselben in die Luft flogen. Sein, des Hinkenden, Antheil hat nicht sehr helle gemacht.

Unter den 150 Personen, welche nach der beim Feste in der Peterskirche vom heiligen Vater selbst gelese- nen Messe zur Communion zugelassen wurden, befand sich auch der junge Mortara.

Türkei und Griechenland.

Wenn die Diplomaten sonst nichts zu thun haben, so suchen sie allemal wieder die Orientalische Frage hervor; das ist ein unerischöpflicher Born für sie, an dem sie noch lange ihren Durst stillen können.

Diesmal aber stieß die Quelle fast zu reichlich. Die Sache ist die: Die Insel Candia besitzt seit einigen Jahren im Aufstand gegen ihren Großherrn, den Sultan in Constantinopel; der Hinkende hat davon schon im 68-er Kalender berichtet. Inzwischen ist der Aufstand wohl 20 mal „besiegt“ und „beendigt“ worden, und immer war es noch der Aufstand. Das fiel zuletzt selbst dem Sultan auf. Er rief seinen Minister, den Fuad Effendi, und sagte zu ihm: „Hörst, Fuad, was ist denn das für eine Geschichte mit den Kretern? Ich weiß nicht, wollen sie oder wollt Ihr den langen Glauben mit mir treiben. Warum bringt man die handvoll Leute nicht zur Ruhe?“

„Beherrscher der Gläubigen,“ begann der Effendi und griff unwillkürlich an seinen Hals, „redet nicht also! Die Kreter sind ruhig wie das Meer, das Ihr dort vom Fenster aus sehen könnt: aber die Griechen — denen ist das Land, das wir ihnen aus Gnade geschenkt haben, viel zu klein, und sie trachten nun, o Herr, nach Eurer schönen Insel Kreta. Die Schiffe, welche Eure siegreichen Truppen nach Stambul führen, begegnen stets den Dampfern von Athen, welche neues Gesindel nach Kreta bringen. Es wird nicht Friede, o Herr, als bis den Griechen das Handwerk gründlich gelegt ist.“

Da ergrimmte der Sultan und befahl, den Griechen das

Handwerk gründlich zu legen. Die Pforte, um kurz weiter zu berichten, hatte die unzweideutigsten Beweise in der Hand, daß der Aufstand von Griechenland, und zwar von Seiten der Regierung aus, angefaßt und unterstützt werde. Sie stellte daher die Forderung, daß die Griechen in Zukunft zu unterbleiben habe. Die Türken waren dabei ganz in ihrem Rechte: kein anderer Staat hätte dem Treiben eines unruhigen Nachbarn so lange gedulbig zugehört, wie die Türken es Griechenland gegenüber gethan haben. Die Griechen aber wollten ihr Unrecht nicht einsehen; sie erhoben ein Kriegsgeschrei wider die Türken und rüsteten so gut sie konnten; denn zum Rüsten braucht man Geld und das hatten sie im Augenblicke nicht. Die Türken rüsteten auch, so gut sie konnten. Nun hatten die Diplomaten in Athen und Constantinopel zu laufen und zu springen, um das Neueste zu verhüten. Der Sultan hatte bereits seinen Gesandten aus Athen abberufen und den griechischen Gesandten heimgeschickt, auch allen Griechen befohlen, die Türkei sofort zu verlassen. Auf der See war man sogar schon handgemein geworden. Der griechische Dampfer Enosis, der seither den Verkehr zwischen Candia und Athen vermittelt hatte, griff einen türkischen Kreuzer an, zog aber den Kürzern und mußte mit zerschossenem Ramin in den Hasen von Syra flüchten. Endlich gelang es hoch den Diplomaten, den hartköpfigen Griechen Besinnung beizubringen. Diese standen sich dazu, daß die Sache auf einer Conferenz in Paris beigelegt werden sollte. Die Feindseligkeiten blieben eingestellt. Fast wären die Conferenzherren unverrichteter Sache auseinander gegangen. Der griechische Gesandte sollte auf der Conferenz als kleinmüthlich bloß eine beratende Stimme haben, während der türkische als großmächtig mitstimmen durfte. Das verdroß den kleinen und er blieb weg. Die Herren aber machten ohne ihn fort und gelangten endlich nach langem Kopfzerbrechen zu dem glücklichen Resultat, daß der Krieg zwischen der Türkei und Griechenland eigentlich eine wahre Unnoth sei, und daß es für beide Staaten am besten wäre, wenn sie freundschaftlich sich vertragen würden. Dieser Beschluß wurde nach Constantinopel und Athen geschickt, wo sich die Kriegslust inzwischen so weit vermindert hatte, um einsehen zu können, daß die Herren in Paris im Grunde genommen doch Recht haben könnten.



Der Sultan mit seinen Ministern.

So ist also die orientalische Frage nicht gelöst, sondern vertagt und das Material zu Beurtheilung derselben um ein dickes Protokoll reicher geworden.

Sonst ist von Griechenland und der Türkei nicht viel zu berichten. Beide Staaten schreiten trotz ihrer Geldklemme auf dem Wege der Reformen muthig fort, wenn man nämlich den amtlichen Zeitungen glauben darf. Was Reformen in der Türkei und Griechenland bedeuten, kann der Hinkende seinen Lesern nicht sagen; er weiß es selbst nicht recht.

Es
wird
einan
viele
nicht
dem
predi
dieser
Tür
Berl
ganz
noch
Dbr
hoch
Brar
appl
H
Tür
fen,
Tar
gole
und
de
heu
thu
der
vor
mal
ran
am
me
gef
se
gef
eig
D
che
sch
erly

Es gibt Leute, welche sagen die Türkei und die Türkenwirtschaft in Europa sei ein Knochen, der nur deshalb unbenutzt verfaule, weil die andern — Feinschmecker ihn einander misshönnen. Schade um den Knochen und das viele schöne Fleisch, das noch daran ist. Man darf nur nicht viel darüber sagen, sonst bekommt man Handel mit dem Gesandten des Großsultans. Hat er doch den Hofprediger in Berlin verklagt wegen Ehrenkränkung, weil dieser von Christen predigte, die noch schlechter seien als "Türkenhunde". Der gute Türke, als ob so etwas einem Berliner Prediger nicht erlaubt wäre! Da haben sie noch ganz andere Stücklein aufgeführt, und ein Türkenhund ist noch lange keine Ohrfeige von Sr. Hochwürdeiner Braut am Altare appliziert. —

Hinter der Türkei, in Persien, Indien, der Tartarei, Mongolei, in China und Japan hat der Hinkende heuer nichts zu thun. Denn daß der junge Kaiser von China einmal Opium geraucht hat und am Kaiserthron darauf fast gesessen ist, ist so wenig ein weltgeschichtliches Ereigniß, als die Ohrfeige, welche der französische Gesandte in Peking von einem Chinesischen Prinzen erhalten haben soll.



Die Konferenz in Paris.

Politik wurde nicht viel gemacht, im Innern aber geht es zwar etwas langsam, aber sicher, vorwärts. Im December 1868 wichen in Folge der liberal ausgefallenen Neuwahlen die Tories endlich der Mehrheit des Parlaments und der öffentlichen Meinung und machten liberalen Ministern Platz. Gladstone ist der Premier des neuen Ministeriums. Das merkwürdigste Mitglied desselben ist wohl Bright, ein Quäker seines Glaubens, sonst ein Fabrikant aus Lancashire, nun Handelsminister. Als freistündiges, beredtes Parlamentsmitglied war er zu großem Ruf und Ansehen gelangt. Der Hofsitte gemäß sollten die neuangehenden Minister bei der Vorstellung vor der Königin sich zum Handkuffe auf ein Knie niederlassen. Bright erklärte zum Voraus, seine religiösen Grundsätze verbieten ihm, vor irgend einem sterblichen Menschen zu knien; er werde also von der Vorstellung sich ferne halten.

Die Königin, als sie dieß erfuhr, ließ ihm sagen, er solle nur kommen und sich ungenirt so benehmen, wie ihm sein Gewissen vorschreibe. Bright kam, stand aufrecht, als ein

Mann, und Victoria behandelte ihn nicht minder freundlich, als die Knieenden. Wie man sich gibt, darnach wird man behandelt. Die Königin ist eine geachtete Frau und Bright ein rechtschaffener Mann, die können einander wohl verstehen.

Die wichtigste Maßregel, welche die neuen Minister durchzuführen gesonnen sind, ist die Abschaffung der Staatskirche in Irland.

Die eigentlichen Irländer sind katholisch, die Staatsreligion aber ist die sogenannte hochkirchliche. Die großen Einkünfte der Staatskirche nützen dem Volke nichts, und das soll nun anders werden. Die Einkünfte der Kirche werden vom Staat eingezogen, der katholischen Kirche wird ihr Theil ausgeschieden und der Rest zu gemeinnützigen Zwecken (Irrenhäuser, Taubstummen- und Blinden-Anstalten, Krankenhäusern u. s. w.) und unter anderm auch für hohe protestantische Pfanden verwendet, obschon diese nicht zu gemeinnützigen Zwecken gehören. Am wichtigsten ist das Gesetz für die Päch-



Bright.



Kaiser von China.

Hier hat eine raube Zunge und wo die Leck, da gibt es Blut. In Finnland ist das Elend und die Hungersnoth immer noch nicht gehoben.

Machen wir einen Abscheu nach England.

Auch hier sind wir bald im Reinen In auswärtiger

ter der irischen Kirchengüter. Dieselben werden zu freien Eigentümern, indem sie den Pacht entweder im 21/2fachen Betrage sofort ablösen, oder in 25jährigen Ablösungsquoten bezahlen können. Die seitherige Pachtsumme betrug 108 Millionen Gulden. Die Irländer freilich sind mit dieser Maßregel nicht zufrieden gestellt; ihnen wäre lieber gewesen, wenn man das ganze Kirchengut sammt allem Grund und Boden unter sie vertheilt hätte; aber allen Menschen kann man es nicht gerecht machen.

Während auf dem Festlande eine Nation die andere mit Kränkungen überbieten will und die Militärausgaben dadurch auf eine unsinnige Höhe hinaufgeschraubt werden, setzen die Engländer ihr Armeebudget um 13 Mill. Gulden herab. England wünscht gewiß mehr als alle Nationen den Frieden; es huldigt aber dem bummeln und kostspieligen Grundsätze nicht: Wer Frieden will, bereite sich auf den Krieg. Zwar nicht Jeder ist bummel, der diesem Grundsätze huldigt, das kommt auf die Umstände an. Der Engländer, der hat's gut machen, der sitzt auf seiner Insel und hat das Meer als Festungsgraben drum herum, wir aber stehen Schulter an Schulter mit einem Nachbar, von dem wir nicht wissen, welchen Augenblick er über uns herfallen und uns den Garaus machen will. Nein, nein, einer Tigerkacke gegenüber die uns Krallen und Zähne weist und zum Sprunge ansetzt, da schläft man nicht, da hat man den Stahl in der Faust und die Kugel im Rohr.

Das Striken oder Arbeitseinstellen in Masse ist bei den englischen Arbeitern noch immer in der Mode. Es läuft aber in der Regel ohne Unruhen ab; die Obrigkeit legt sich nicht darein und wer's am längsten aushalten kann, gewinnt es. Gewöhnlich sind das die Arbeitgeber, die Fabrikherren. Die ganze Woche hindurch blauen Montag zu machen ist für die Arbeiter eine kostspielige Sache.

Nun noch etwas von dem Alabamastreit. Wir kommen damit zugleich hinüber nach

Nordamerika.

Während des amerikanischen Kriegs ließen die Südstaatlichen in England mehrere Caperschiffe — das wichtigste davon heißt die Alabama — erbauen oder aufkaufen und ausrüsten, welche dem Handel der Nordstaatlichen nicht geringen Schaden zufügten. Die Nordamerikaner protestirten gegen die Hilfe, welche England dadurch dem rebellischen Süden gewährte, konnten aber während des Kriegs nichts weiter machen. Nun, da sie wieder freie Hand haben, kommen sie mit einer specificirten Rechnung von 14 Millionen Dollars, welche England an die amerikanischen Handelsleute bezahlen soll für den Schaden, welche jene Caperschiffe angerichtet haben. Es mag allerdings eine Apotheker-Rechnung sein, und die Engländer sagen, das geht uns nichts an, wir haben nur die Schiffe gebaut, aber gekapert haben wir nicht, darum zahlen wir auch nicht. Die Engländer wollen natürlich von dieser Forderung nichts wissen.

Ein amerikanischer Senator Namens Sumner brohte in einer geharnischten Rede den Engländern mit Krieg, wenn sie nicht bei Heller und Pfennig bleichen. Nun ist groß Geschrei hüben und drüben überm Ocean. Da übrigens die Engländer sowohl als die Amerikaner praktische Leute sind, so werden sie wegen ein paar Millionen nicht Hunderte von Millionen, die der Krieg kosten würde, aufsporn wollen.

Das Neueste in Amerika selbst ist natürlich ihr neuer Präsident Grant. Er hat am 4. März 1869 sein Amt angetreten. Was von seinem früheren Leben zu bemerken, ist in Kürze Folgendes:

Grant ist geboren am 27. April 1822, ist also jetzt 47

Jahre alt. Seine Vektern stammen aus Schottland und waren im Staate Ohio ansässig.

Grant wuchs inmitten eines fruchtbaren Farmerdistrictes auf und erlernte sich der Bildungsmittel, wie sie eine gewöhnliche amerikanische Stadtschule darbietet. Besondere Anlagen waren an ihm nicht zu entdecken, im Gegentheil er lernte etwas schwer und langsam; aber er war beharrlich, und was er einmal gelernt hatte, hafterte fest in seinem Gedächtniß. Als 18jähriger Jüngling kam er in die Militärakademie zu Westpoint, und nach 3jährigem Studium trat er in die regelmäßige Armee der Union mit Leutenantsrang ein. Als Leutenant und Hauptmann machte er den merikanischen Krieg mit. Das Soldatenleben im Frieden gefiel ihm nicht. Nachdem er die 8 Jahre, zu welchen ihn seine Stelle in der Militärakademie verpflichtete, ausgebüet hatte, nahm er seinen Abschied und lebte als einfacher Farmer in der Nähe von St. Louis. Das Holz, das er selbst gefällt hatte, führte er auch in eigener Person in die Stadt. Im Jahre 1859 errichtete er mit seinem Vater in Galena im Staate Illinois eine Lederhandlung, die guten Fortgang hatte. Als 2 Jahre hernach der Krieg ausbrach, war Grant einer der ersten, die sich dem Vaterlande zur Verfügung stellten. Sein Geschick und seine Tapferkeit brachten ihn rasch vorwärts. Schon am 1. März 1864 ernannte ihn Lincoln zum Generalleutenant und Oberbefehlshaber aller Unionsheere, als welcher er den amerikanischen Krieg zum glücklichen Ende führte. Am 28. Juli 1866 verlieh ihm der Congreß die höchste militärische Würde der Union, die Stelle eines Armeegenerals, welche er bis zu seiner Erhebung auf den Präsidentensstuhl bekleidete. Grant hat sich also seine Popularität nicht bei Wahlversammlungen oder im Abgeordnetenhause, sondern auf den Schlachtfeldern erworben. Im Neben ist er kurz angebunden und überhaupt zurückhaltend mit seinen Aeußerungen. Als ihm am 13. Februar der Congreß amtlich mittheilte, daß er zum Präsidenten gewählt sei, befand er sich gerade in seinem Bureau, rauchte seine Cigarre und arbeitete emsig. Er erhob sich, legte seine Cigarre bei Seite und hielt eine Rede, die 3 Minuten dauerte, die längste, die er je in seinem Leben gehalten hatte. Der Inhalt dieser Rede war, daß er in seinem Kabinete nur solche Leute anstellen werde, von deren Redlichkeit und Uneigenmüthigkeit er überzeugt sei, daß er also die Tausende von Aemterbettelbriefen, die an ihn gelangen, nicht berücksichtigen werde. Nachdem er dieser heroischen Redeaufgabe sich entledigt hatte, zündete er seine Cigarre wieder an und bot auch den Herren vom Congreß einen Glimmstengel. Diese schüttelten ihm die Hand, entfernten sich, und Grant setzte sich wieder an seine Arbeit.

Er ist ein grantiger Räucher, der Grant, gerade wie sein Colleague Napoleon, sonst aber haben sie nicht viel Aehnlichkeit.

Am 4. März wurde er, wie schon gesagt, feierlich in sein Amt eingesezt. Dabei mußte er natürlich eine Thronrede, oder weiß in Amerika ist, eigentlich eine Stuhlrede halten; die durfte er aber ablesen. Er erklärte darin zuerst, daß er kein Jesuit sei, indem er den Eid auf die Verfassung ohne innern Vorbehalt geleistet habe. Das hätte er sollen nicht sagen, meint der Hinkende; jeder brave Mann hält sein Wort, auch ohne Eid, aber freilich, seitdem die sogen. Staatsstreiche erfunden sind, will so ein Eid nicht mehr viel heißen, wenn man nicht noch einen Extra-Eid schwört, daß man ihn auch halten will. Sonst aber war die Stuhlrede durchaus das Wort eines ehrlichen offenen Mannes. Er versprach, das Amt, das er nicht gesucht habe, nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten. Er werde kein Gesetz empfehlen, das gegen den Volkswillen sei, aber sein Veto einlegen gegen Maßregeln, mit denen er nicht einverstanden sei. Mit dem Congreß

wird er wegen des Veto schwerlich in Streit gerathen. Die Partei, die ihn gewählt hat, die republikanische, hat in beiden Häusern die übergroße Mehrheit.

Mit den andern Mächten der Erde wird Amerika fortan — wie der Präsident sagt — auf dem Fuße der Gerechtigkeit, Gegenseitigkeit und Billigkeit verkehren, gleich wie es unter vernünftigen Menschen im gewöhnlichen Verkehr der Fall ist, oder sein sollte. Ein kurzes aber ein stolzes Wort, mit dem Grant seine Vereinigte Staaten-Republik mitten unter europäische Großmächte als gleichberechtigten Kollegen hineinsetzt.

Wir wollen jetzt mit dem Grant schließen; der Hintende darf ihn nicht zu sehr loben, damit er ihn auch wieder scheitern kann, wenn's nöthig wird. Die Amerikaner fangen bereits damit an. Natürlich Allen kann er es nicht recht machen, und die Unzahl derer, die unter ihm auf eine Stelle gehofft und keine erhalten haben, wird auch kein Loblied auf ihn anstimmen. Das thut aber nichts, in Amerika nimmt man das Schelten nicht so schwer auf. Von dem früheren Präsidenten Johnson hört und liest man nichts mehr; er muß verschollen sein. Auch von dem Prozeß gegen den Südbund-Präsidenten ist es gänzlich stille; man läßt ihn wahrscheinlich einschlafen, und das ist das Beste.

Südamerika

Ist der Krieg zwischen Brasilien und Paraguay immer noch nicht zu Ende. Zwar sind die Brasilianer und ihre Verbündeten in der Hauptstadt von Paraguay, in Assuncion; aber der Präsident Lopez ist draußen und streift mit seinen Schaaren bis vor die Stadt, und es dürfte Einen nicht wundern, wenn die Sieger zuletzt in der von ihnen eroberten Stadt selbst belagert würden. Im Interesse der Menschlichkeit und Menschheit wäre zu wünschen, daß Friede gemacht würde. Das Volk von Paraguay bekommen die Verbündeten doch nicht in ihre Hand, und was thun sie mit einem leeren Lande in Südamerika, wo es gewiß nicht an Raum, aber an Händen zum Bebauen fehlt?

Das Beste hat der Hintende auf die Letzte aufgespart, das liebe Vaterland

Deutschland und Oesterreich.

Pfassen sie aber auch zusammen? Nun, auf der Karte liegen sie ganz ruhig neben einander, warum sollten sie im Kalender nicht auch ruhig neben einander stehen können? Nun, der Hintende will's einmal riskiren, sie werden nicht gleich Händel mit einander anfangen. Sie könnten gewiß auch nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Leben friedlich und einig zu einander stehen und mit einander gehen, wenn sie nur die Ellenbogen ein wenig an sich ziehen wollten, namentlich aber die Oesterreichischen. Neudeutschland und Neudoesterreich! Es wird keines mehr

in dem andern aufgehen, aber warum sollten sie nicht Freunde und Brüder sein können? Freilich ist vor allen Dingen nöthig, daß jedes Ordnung schaffe im eigenen Hause.

Großes ist in Deutschland und Oesterreich nicht geschehen, aber Vieles ist geschehen, Gutes und Bßes. Soll der Hintende alles aufzählen, alles berichten, was in Oesterreich der Kampf der Geseke gegen die Pfaffen und in Deutschland der Kampf der Pfaffen gegen die Geseke zu Tage gefördert hat? Soll er schreiben und drucken lassen, wie in Oesterreich alles auseinander strebt und in Deutschland nichts zusammen zu bringen ist? Es graut ihm bavor, und doch kann er nicht ganz dazu schweigen. Also in Gottes Namen an die saure Arbeit!

In Oesterreich hat das freisinnige Ministerium — die Herren werden's doch nicht übel nehmen, wenn man sie noch freisinnig nennt? — einen harten Stand: es hat sich zu wehren gegen die Sondergelüste der einzelnen Völker und Zungen, es hat sich zu wehren gegen die widerstre-

henden Bischöfe und ihren Anhang, und es hat sich zu wehren gegen die reaktionären Einflüsse von oben. Die letztern zwei Punkte hängen übrigens genau zusammen. Da muß die beste Kraft bald abgenützt werden. Der Hintende rechnet übrigens hierher den Oberminister, den Beust, nicht, auch die Ungarn nicht. Ungarn ist für uns ganz und gar Ausland, und der Hintende hätte ihm sollen einen eigenen Abschnitt widmen, er kann es aber auch hier abmachen. Die Ungarn gehen ihren eigenen Weg, und daran thun sie recht. Sie haben keinen Kaiser mehr, sondern einen apostolischen König von Ungarn. Das derselbe in der Kaiserburg zu Wien wohnt und bloß hie und da zum Besuche nach Buda-Pest kommt, ist ihre geringste Sorge. Das Concordat gilt ihnen als abgethan, und sie glauben ihren Verbindlichkeiten gegen den heiligen Vater vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn sie jährlich einige Millionen Peterspfennige nach Rom schicken. An ihrem Eifer bei den Reichstags-Wahlen könnten die Deutsch-Oesterreicher ein Exempel nehmen: zwar nicht was das Lobtschlagen betrifft, was bei den ungarischen Wahlen hie und da vorkommt, sondern in Hinsicht auf den Eifer und das Bekennen der Farbe. Die Ungarn sind für unser deutsches Einigungswerk ein besserer Bundesgenosse, als die deutschen Minister in Wien. Sie haben wiederholt erklärt, keinen Mann stellen zu wollen, wenn Graf Beust Deutschland gegenüber etwa Wiederherstellungs- oder Rachepläne auszuführen gedächte.

Der Hintende hat gesagt „Graf“ Beust, denn er nennt Leben gern bei seinem rechten Titel. Beust ist nämlich vom Kaiser für seine Verdienste in Oesterreich in den erblichen Grafenstand erhoben worden, und zwar „mit Rücksicht der Taren“, wie es in dem betreffenden Hand-



Grant's Rede bei seinem Amtsantritt.

Schreiben heißt, und was am Ende an dem Grafentitel noch das Beste ist.

Daß Oesterreich seine Armee auf 800,000 Mann erhöht hat, mag seinen Grund darin haben, daß es lieber den andern nachmacht, als ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen. Oesterreich ist nicht wie Deutschland von Frankreich bedroht, es ist überhaupt von Niemand bedroht, und Preußen, das 1866 dem besiegten Habsburg keinen Fuß breit Land abgenommen hat, denkt nicht daran, sich auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern. Oesterreich könnte also süglich seine 800,000 Mann, anstatt diese colossale Kraft auf den Exercirplätzen zu verschleubern, viel besser zum Aufbau seines haufälligen Hauses verwenden.

Ihre Soldaten haben sie vermehrt und ihre Zinsen haben sie vermindert. Das kommt davon. Um Großmacht zu spielen, steuern sie mit vollen Segeln dem Banquerott zu. Ein solches „Vorgehen“ ist unerhört in der gebildeten Welt, das haben sie sogar in Madrid nicht gewagt, und die Amerikaner mit ihrer colossalen Schuldenlast bezahlen nicht nur pünktlich ihre Zinsen, sondern sie lösen auch ihre Schuld ab. Im österreichischen Kaiserstaate gilt freilich schon lange nicht mehr die alte Kinder-Rechnungs-Regel: „Kann ich nicht, so leih' ich Eins“. Es ist Niemand mehr

da, der ihm „Eins“ leihet, und da ist es freilich am Einfachsten man bezahlt auch „Keins“ mehr an seine Gläubiger. Wenn so etwas in Tunis oder Tripolis passiert, so schickt Europa seine Schiffe hin, und zwingt den Bey zum Zahlen. Ob englische, holländische und deutsche Schiffe bereits unterwegs nach Triest sind, zu gleichem Zwecke, weiß der Hinkende nicht.

Gegen die Wünsche, die sich dem Gesetz und der Obrigkeit nicht fügen wollen, ist man endlich doch eingeschritten; aber man rührt sie mit Samthandschuhen an.

Die Oesterreicher jubeln über den Sieg, den Gesetz und Recht erkämpft haben, wenn der Bischof von Linz nach dreimaliger vergeblicher Vorladung endlich vom Richter selbst in einer Kutsche auf's Landgericht, oder wie man's heißt, abgeholt wird, dort erklärt, daß er die Competenz des Gerichts nicht anerkenne und dann in seinem Galawagen, begleitet vom Hoch der Straßenjungen, wieder nach Hause fährt. Und wenn das Gericht ihn dann endlich doch in contumaciam zu 14 Tagen verdonnert hat, so kommt der gute Kaiser Franz Joseph und begnadigt ihn. Ein Glück für den Bischof, daß der Hinkende nicht Richter in Linz und nicht Kaiser von Oesterreich ist und — auch ein Glück für den Hinkenden.

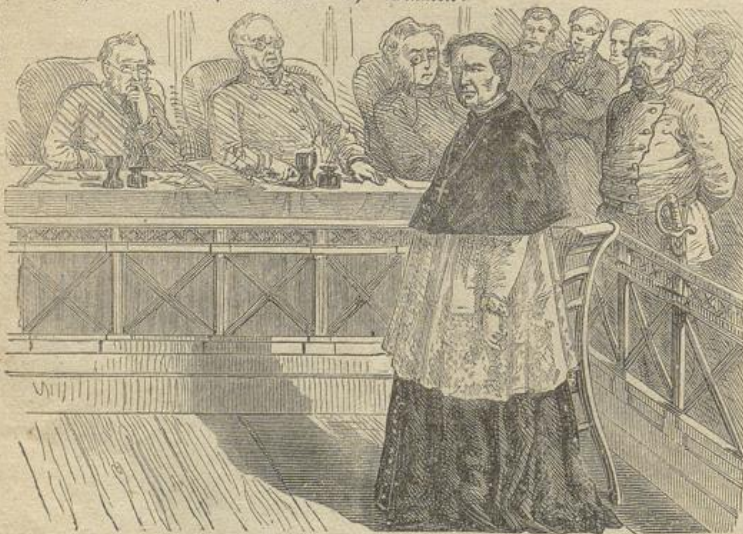
Was die auswärtigen Beziehungen und Verhältnisse Deutschlands betrifft, so haben wir gerade nicht viele Freunde gewonnen, aber viele Neider. Nun, sie mögen uns hassen, wenn sie nur Respekt vor uns haben, und den haben sie, Gottlob.

Der Nordbund ist nicht größer aber auch nicht kleiner

geworden. Der Reichstag hat weder fortgearbeitet an dem innern Ausbau; manch heilsames Gesetz ist erlassen und mancher Uebelstand beseitigt worden. Für Gewerbe, Handel und Verkehr ist auf's Beste gesorgt. Da war freilich noch ungeheuer viel zu thun, denn der Bundestag selig hat Alles schlampeln und bambeln lassen. Die angekommenen neuen Steuern wurden mit Recht abgelehnt. Die Finanzminister sollen auch einmal sorgen, wie sie auskommen; man braucht nicht gleich dem armen Volke Speise und Trank und Licht und auch noch das Eisenbahnfahren zu verbauern.

Daß auch die Quittungssteuer durchgefallen ist, das ist freilich schade, denn das hätte eine unerlöschliche Einnahmsquelle gegeben. Für die Quittungssteuer hätte man eine Quittung bekommen, diese Quittung hätte man wieder gegen Quittung besteuert und so fort; das hätte Millionen eingetragen. Nun vielleicht macht sich Oesterreich diesen Wink zu Nutzen.

So, das ist alles, was der Hinkende für heuer vom Nordbund zu sagen hat. Vom Südbund, hat er Gottlob, gar nichts zu sagen, denn es gibt keinen und wird niemals einen geben. Also gehen wir gleich an die einzelnen Südstaaten:



Bischof von Linz vor Gericht.

der Hauptstadt München freisinnige Abgeordnete in die Kammer gewählt wurden, ist ein gutes Zeichen, das seine Folgen haben wird. Sonst gibts just nicht viel Neues in München. Der Wagner macht Zukunftsmusik, an der der König eine größere Freude hat als der Hinkende, obschon die Prügelei in den Meistersängern ihm recht gut gefallen hat, man sieht da doch auch, was er will und die Musik paßt ganz dazu. Auch der Fürst und Minister Hohenlohe ist Musikant und spielt in Bayern die erste Violine. Freilich wäre es gut, wenn er, anstatt auf seiner politischen Geige zu trahlen, auch einmal mit dem Fiedelbogen drein schlägt, und seinen Bayern den Weg zeigte, der zum Nordbunde, zum einigen Deutschland führt. Mit dem Fiedeln allein ist es nicht gethan, und auf diese Art ist Bayern noch nicht weit vorwärts gekommen. Entweder fehlt es an der Schneide oder das Holz ist zu hart, das geschnitten werden soll. Bayern ist zu groß und zu klein, für uns Süddeutsche. Zu groß, um sich einem Größeren zu fügen, zu klein, um auf eigenen Füßen zu stehen, aber groß genug wäre es, um ganz Süddeutschland das Signal zum Anschluß an seine norddeutschen Brüder zu geben. Der Himmel erleuchte es

In Bayern ist eine neue Kammer gewählt, in welcher die Ultramontanen die Mehrheit haben: 78 derselben stehen 76 Freisinnigen und Halbfreisinnigen gegenüber; das wird eine schöne Wirthschaft geben! Die Pfaffen sind dort fast noch wüthiger als in Oesterreich oder Baden, was viel sagen will. Sie wirthschaften aber meist nur auf dem Lande, in den Städten ist die Luft schon reiner, und daß selbst in

In Württemberg ist die Kammermehrheit demokratisch, lauter wackere Leute, kein einziger Schwarzer dabei: aber in blindem Preußenhass einig mit den Schwarzen und mit ihnen Hand in Hand gehend. Wer ein Demokrat sein will, in der ächten Bedeutung des Wortes, kann sich niemals mit Leuten verbünden, die ihre Lösung von Rom aus erhalten und der allerundemokratischsten Herrschaft, dem absoluten und unfehlbaren Papstthum unterworfen sind. Das ist einfache Narrheit. Uebrigens haben die Württemberger ihren Hefele, und das ist ein Mann, der, wenn auch fromm und katholisch, sich doch nicht von Rom aus auf der Nase tanzen läßt.

In Baden haben wir zwar kein Hefele, aber einen Kübel; wir sind aber nicht stolz darauf, und wären auch mit einem kleineren Gefäße zufrieden, es wäre für die schwarze Wäsche der Schwarzen immer noch groß genug gewesen. Doch das sind keine Weltbegebenheiten, und seitdem die Schwarzen in Engen, Heidelberg zc. sich so collossal blamirt, haben sie sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen, und die gespaltenen Nationalen und Liberalen haben in Offenburg ein Verbrüderungsfest gefeiert, das hoffentlich länger halten wird, als bis der Kaiser in Druck kommt.

Das allgemeine Stimmrecht einzuführen hat man noch nicht gewagt, weil man fürchtet, es möchte gehen wie in Bayern. Nun, so wird es denn doch nicht gehen; dazu kennt der Hinfende seine Landesleute zu gut.

Doch es wird Alles noch in's Blei kommen. Baden ist jetzt schon ein wichtiger vorgeschobener Posten für Neu-Deutschland ein Hort und Halt für alle deutsch-waterländisch Gesinnten im deutschen Süden.

Deswegen braucht es nicht alles blind nachzumachen, was preussisch ist, denn auch in Preußen ist Vieles, was nicht sein soll, und was wir uns vom Leibe halten wollen. Das hindert aber nicht, daß wir doch gute Deutsche sind und den Anschluß an den Nordbund für die erste Lebensabingung halten, und das ist auch die Herzensmeinung des Hinfenden und hat Niemand das Recht ihm nachzusagen, daß er dafür — von Bismarck bezahlt sei, wie Andere es sind von den Welsen, Oesterreichern zc. Soll ihm Einer kommen! Gottlob, der Hinfende kann seinen Schoppen Marktgräser noch selber bezahlen.

So, nun wäre auch Deutschland abgethan. Der Hinfende will keine Einheitspredigt halten wie früher, er predigt nicht gerne tauben Ohren, aber eins muß er doch noch bringen. Demokratie heißt Volksherrschaft, Herrschaft der Mehrheit. Wer also deutscher Demokrat sein will, muß sich der Mehrheit der Deutschen fügen. Der Nordbund zählt 30 Millionen Deutsche, der nicht dazu gehörige Rest Deutschlands 8 Millionen. Haben nun die 8 Millionen, oder haben die 30 Millionen nachzugeben? Und es handelt sich nicht einmal um's Nachgeben, es handelt sich um die Verbindung Deutscher mit Deutschen, seien es

nun hüben oder drüben mehr. Man kann ein guter Demokrat sein, das ist wahr, und doch ein Gegner des Nordbundes; aber dann ist man kein deutscher Demokrat, sondern bloß ein schwäbischer oder bairischer oder bayerischer. Das ist der Unterschied. Wer sich als Württemberger, Badener, Bayer oder Hesse befriedigt fühlt, der braucht keinen Anschluß an den Nordbund: wer aber auf den Namen Deutscher stolz ist, der denkt anders und ruft mit dem deutschen Dichter:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an zc.“
und wenn es auch im eigentlichen Sinne des Wortes ein theures wäre. Wollt Ihr, daß Euch die gebratenen Tauben in's Maul fliegen? Wer auf der Welt hat es so gut? Oder hat unser Herrgott Euch das Herz in den Geldbeutel gelegt, anstatt in die Brust? —
Genug! Nichts für ungut!

Nun wären, Gottlob, die Weltbegebenheiten wieder auf ein Jahr abgethan. Aber halt! da hätte der Hinfende beinahe einen Hauptfehler begangen und dem Hinfengessen, der das Weltrud in Trieb gesetzt und dem Hinfengessen den Steff gelleiert hat. Das ist Niemand anders als den Graf Bismarck. Graf Bismarck hat, wenn anders die Franzosen gut unterrichtet sind, mit preussischen Dablearn die spanische Revolution angezettelt und die Pariser Unruhen gemacht; er hat den König von Griechenland am Ende auch den Sultan aufgehebt; er hat den Rochefort veranlaßt, seine Laterne zu schreiben; er hat die Belgier aufgesteift, ihre Eisenbahnen zu behalten; er hat den chinesischen Prinzen das Dhrsfeigengeben gelehrt; er hat die



Bayrische Bauern zur Wahl ziehend.

österreichische Panzerfregatte „Radeky“ mit preussischem Pulver in die Luft gesprengt und das österreichische Salzbergwerk Wielicza unter preussisches Wasser gesetzt; kurzum, wo irgendwo die Ruhe gestört wird, oder etwas los ist, der Bismarck steckt dahinter. So glauben und schreiben die Franzosen und die Andern.

Moral: Mag man einer Partei angehören, welcher man will und mag man von Bismarck denken, wie man will: jeden Deutschen muß es freuen, daß die Andern auch einmal Respect vor einem Deutschen haben, denn wenn man solche Streiche zumüthet, ist ein respectabler Mann.

Räthsel.

Trägt sie Wappen auch und Schild und Krone,
Käuflich bleibt sie jedem Erdensohne;
Wer sie braucht, muß sie zuvor beleiden.
Dieses Räthsel wird dich weiblich neden.

Auflösung: **WIRTSCHAFT**

Der Suez-Kanal und die Pacific-Eisenbahn.

Das Jahr 1869 sah die Vollendung zweier großen Unternehmungen: des Suez-Kanals und der Pacific-Eisenbahn. Jener verbindet Europa auf dem nächsten Wege mit Asien, diese den Westen Amerika's mit seinem Osten. Obgleich weit, weit von einander gelegen, machen sie sich doch gegenseitig Konkurrenz. Denn seit man in 6 1/2 Tagen von New-York nach San Francisco gelangen kann, ist der Weg nach China und Hinter-Asien überhaupt berart abgekürzt, daß man wohl schneller ins himmlische Reich der Rhye gelangt, wenn man westwärts steuert statt ostwärts.

Der Kanal wird am 17. November 1869 eröffnet. Es sind dazu alle europäischen, asiatischen und afrikanischen Potentaten eingeladen. Der Scheibive, (Vice-König) von Egypten, will sich dabei nicht schlecht finden lassen. Der Kanal verbindet Port-Saïd am mittelländischen Meer mit Suez am rothen Meer. Er ist 99 englische (21 geographische) Meilen lang und 26 Fuß tief. Auf dem Breite ist er 72 Fuß, an der Oberfläche 200 — 300 Fuß breit. Der Durchfahrts-Zoll beträgt 10 Franken für den Kopf eines jeden Passagiers oder die Tonne (20 Zentner) Fracht. Vom 17. bis 20. November haben alle Schiffe freie Durchfahrt.

Lesseps, der Erbauer des Kanals und Direktor der Suezkanal-Gesellschaft denkt bereits auf ein anderes großes Unternehmen. Er will die Wüste Sahara ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeben und sie wieder in ein Meer verwandeln. Die Wüste liegt nämlich tiefer als das Meer, und nun will er sie durch einen Kanal mit Wasser füllen. Den Löwen, Hyänen, Beuteln und anderen Wüstenbewohnern darf aber wegen der ihnen zugebachten Sünd- | Nothhäuten, zu säubern.

fluth noch nicht bange sein: der Sinkende drückt noch mehr als einen Kalender, bis man die Sahara durchschiffen kann.

Die Pacific-Eisenbahn oder vollständig Atlantic-Pacific-Eisenbahn heißt so, weil sie den atlantischen Ocean mit dem stillen (pacific = frieblich, stille) Ocean verbindet. Sie wurde den 10. Mai 1869 vollendet. Im Jahre 1863 wurde von Californien aus, im Jahre 1865 vom Missouri aus damit begonnen; heuer kam man dann in der Mitte zusammen. Das Ueberschreiten der Gebirge war die schwierigste Arbeit, die je im Eisenbahnbau in Amerika vorgekommen. Die Entfernung New-York von San Francisco beträgt 3300 englische (716 geographische) Meilen, etwa den achten Theil des Erbumfangs. Für die Zukunft Amerika's ist sie von der höchsten Bedeutung. Nicht nur ist jetzt der Westen der Cultur vollständig aufgeschlossen, was sich halb an einer langen Reihe neuer Städte längs der Eisenbahn zeigen wird, sondern Amerika tritt nun auch in unmittelbare Verbindung mit den bevölkerten Reichen Hinter-Asiens.



Lesseps.

Große Augen machten die Indianer, als das Dampfrohr zum erstenmal ihre stillen Prairien und Wälder durchsauste. Ahnen, das es für sie nichts Gutes bedeute — sie müssen natürlich den nachrückenden Weißen Platz machen — suchten sie das Unternehmen auf ihre Art zu hemmen. Sie spannten ein großes Seil über die Bahn, das hüben und drüber von 30 Mann gehalten wurde: die Purzelbäume aber, die sie machten, als das rauchende Ungethüm das Hemmnis erreichte, belehrte sie, daß mit ihrer Macht hier nichts auszurichten sei.



Abenteurer auf der Pacific-Eisenbahn.

Unser Bild zeigt den Ueberfall eines schon vor Eröffnung der ganzen Bahnlinie stecken gebliebenen Zuges durch die Indianer.

Das wird indessen nimmer oft vorkommen. Die Amerikaner wissen die Bahn und ihre Umgebung von den

Allerlei.

Räthselfrage: Welches ist der Unterschied zwischen Frau und Madam? — „Frau kann man blos von vorn, Madam von vorn und auch von hinten lesen.“

Sein Feld zu säen und dann zu beten
Ist nicht genug; man muß auch jäten.

Der Bürgermeister eines Ortes in der Pfalz erkies

folgende Bekanntmachung: „Es ist zu den biesseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftig hin mit 30 kr. bestraft werden soll.“

Ob wir von Affen stammen, ist noch nicht ganz klar, Doch, daß die Hälfte von uns Affen sind, ist leider wahr.

Recept, wie der geneigte Leser auch so ein kuriöser Engel werden kann.



nd das Recept hat
geholfen, und nicht
weniger als 5000
kuriöse Engel haben
Erbarmen gehabt
mit der armen Witt-
we Müller in Sp-
pelheim, und nicht
weniger als 3500 fl.
sind zusammenge-
flossen, um eine
arme brave Familie
glücklich zu machen.
Der Hinkende ist

ein rauher Bursche und es paßt ihm nicht oft, daß seine Augen naß werden; als aber aus allen Ecken und Enden der Welt, wo warme Herzen schlagen, bis zum schwarzen Meer, und nach Amerika hinein, die Liebesgaben beiströmten, von Reich und Arm, von armen Tagelöhnern, die sich's vom Wunde absparten, um einer noch Armeren zu helfen, da — der Hinkende will es nur gestehen, — da ist's ihm naß in die Augen gestiegen, und er schämt sich dieser Thränen nicht. Dank! Herzensdank! Euch guten Menschen. Der Hinkende wollte, er hätte 5000 Hände, um jedem Einzelnen seiner Freunde die seinen schütteln zu können.

Die vielen Hundert Briefe, welche die Liebesgaben begleiteten, zu beantworten, ist dem Hinkenden nicht möglich; er wird sie aber aufbewahren als eben so viele Urkunden für brave Herzen, und wenn Zweifel über ihn kommen wollen über wahre und wirkliche christliche Nächstenliebe — und solche Zweifel können Einem heutzutage wohl dann und wann aufsteigen — so wird er die lieben Briefe lesen, und seinen Glauben an diesen Grundpfeilern unserer christlichen Religion wieder befestigen. Die erfreuliche große Verbreitung seines Kalenders hat der Hinkende nicht allein sich und seinen Freunden zu danken, die ihn lobend anpreisen, nein, er verdankt sie auch seinen Feinden, die ihn verdammen. Auf den Kanzeln wurde gegen ihn gedonnert, in den Weichstühlen wurde er verläumdet, Einer hat sogar einen Steckbrief gegen ihn in die Welt hinausgeschickt; als ob ein Steckbrief nothwendig wäre, man kennt ihn ja an seinem StiefFuße. Der Herr Kaplan Scheidemacher hat sich die Mühe gegeben, ein ganzes Büchlein gegen ihn zu schreiben, um die für den Hinkenden schmeichelhafte Wahrheit zu beweisen, „daß das ganze Volk den Kalen-

der und der Kalender das ganze Volk in der Hand habe.“ Dabei gibt der Herr Kaplan ein Recept, wie der Hinkende für seinen Kalender Reclamen macht, und von den Herren Doctoren und Professoren, die den Hinkenden loben, sagt er: „Es lobt ja jedes Bäuerlein sein eigenes Stroh und es wäre ja das Bäuerlein ein Simpel, thäte es das nicht, es bekäme ja weniger Geld dafür!“ Der Hinkende ist weit entfernt, den Herrn Kaplan für einen Simpel zu halten, weil er in seinem antihinkenden Büchlein, sein eigenes Stroh gelobt. Dabei liest der Herr Kaplan auch ein wenig, wenn er in sittlicher Entrüstung über die Unmoral des Hinkenden seinen Lesern erzählt, dieser habe „für den schlechtesten Witz als letzten Preis noch 12 Flaschen Weißherbst ausgeliehen.“ Das ist nicht wahr, Herr Kaplan. Wenn der Hinkende für jeden schlechten Witz, der ihm eingesendet wird, 12 Flaschen geben wollte, das ganze Rheingau würde so vielen Wein nicht produciren. Nein, Herr Kaplan, die schlechten Witze kommen in den Papierkorb zu dem Jyrigen. Eine schöne Gesellschaft.

Sehr viele Mühe giebt sich der Herr Kaplan, um die Ehre seiner italienischen blutschwänzenden, thranenvergießenden und augenverbrehenden Heiligen zu retten, und über „Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht!“ ist der fromme Herr ganz außer sich. Eine Liebesgabe für die Bahnwartswittwe aber hat er nicht geschickt. — Doch genug von dem Herrn Kaplan.

In einer Delanatsitzung in Gussfirchen sind die geistlichen Herren Grünhild, Spieß und Consorten dem Hinkenden mit Schild und Spieß zu Leibe gerückt und haben ihn und die „Gartenlaube“ feierlich verdammt.

Im „Verkünder für Stadt und Land“ jammert ein geistlicher Herr „ob denn die Nacherer Geistlichkeit es nicht bis zu einer kleinen gemeinschaftlichen Kasse bringen könne, um in öffentlichen Blättern vor dem Hinkenden zu warnen.“ Die kleine Kasse scheint aber nicht zusammen gekommen zu sein, u. s. w., u. s. w.

Daß die andächtigen Zuhörer und Leser, wenn sie so auf der Kanzel, im Weichstuhl und in den Blättern über den Hinkenden schimpfen hörten, nichts Schlemmigeres zu thun hatten, als sich den verdornerten Kalender zu kaufen, ist natürlich, und der Hinkende schätzt die gefällige Beihilfe der Herren Geistlichen auf mindestens 200,000 Exemplare, wofür er sich hiermit höchlich bedankt. Daß er die Herren bestochen habe, um diese wirksamen Reclamen für ihn zu machen, ist nicht wahr; sie thun's alle umsonst.

Doch weg von diesem unlieblichen Wilde, zu einem freundlicheren.

Der Hinkende will jetzt seinen Lesern erzählen, wie er die Liebesgaben der armen Bahnwartswittwe übergeben hat.

Der Hinkende führt den geneigten Leser wieder in dasselbe kleine Dörfchen, in welchem im vorjährigen Kalender die Geschichte: „Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht!“ beginnt, nur ist es diesmal nicht früher Morgen, sondern Abend, und wenn auch diesmal die Sonne den Hahn auf dem Kirchturm vergoldet, so ist es die Abendsonne.

Schuster Bernharrt sitzt in seiner Werkstätte und schustert, und der Schneider Hambel unter seinem Fenster und schneidert, gerade wie dazumal, und gerade wie dazumal rücken beide unruhig auf ihren Sitzen, und der Schuster hämmert drauf los, als hätte er Leisnägel in seine Schuhe zu schlagen, und der Schneider setzt einen blauen Fleck auf einen grünen Bauernkittel mit einer Energie, als gälte es, den Kittel prügelfest zu machen, denn in zwei Tagen ist Kirchweih.

Wenn aber die Weiden unruhig und aufgeregert sind, so

ist es nicht, wie bazumal, eine unmuthige und zornige, nein es ist eine freudige Aufregung, und jetzt, — der Schuster hält es nicht mehr länger aus — jetzt wirft er seinen halb-gepöhlten Sittel in die Ecke und tritt an das offene Fenster.

„He, Nachbar Gambel, sehet Ihr noch nichts?“
Der Schneider ließ seine Nadel ruhen und sagte: „Nein, Nachbar Bernhard, ich sehe nichts. Ist die Müllerin da mit den Kindern?“

„Freilich,“ antwortete der Schuster, „sie sind hinten im Garten. Sie weiß kein Sterbenswörtchen.“

„Pasques-dieu,“ sagte der Schneider, „das wird einmal eine Ueberraschung geben. So etwas ist noch nicht dagewesen. Und der Heiner und die Gretel?“

„Der Heiner hat Dienst, er kann nicht kommen, aber die Gretel ist da.“

„Wacht,“ warnte der Schneider, „er kommt,“ und verschwand in das Innere seines Ateliers.

„Zieht Guern Sonntagsrock an, und kommet auch herüber,“ rief ihm der Schuster nach und schloß das Fenster.

Draußen hörte man tapp, tapp, tapp, wie der steinerne Gast in Don Juan, einen Tritt wie von einem Stielfuß, und richtig, auf das „Herein“ des Schusters tritt der Hinkende in's Zimmer. Aber wie war er heute beladen; sein Felleisen war vollgepropft, daß die Riemen nicht mehr halten wollten, seine Rocktaschen waren gefüllt, daß sie von ihm abstanden, als gehörten sie gar nicht zu ihm, und außerdem hatte er noch eine wohlgeputzte Weidtasche umgehängt, und einen schweren Geldgurt umgeschmalt.

„Grüß Gott, Meister Bernhard,“ sagte er und schüttelte dem Schuster die Hand und wuschte sich den Schweiß von der Stirne. „Das hat einmal gegolten bei der Hipe! Ah! habt Ihr nicht ein Glas Aepfelwein?“

„Freilich, freilich,“ erwiderte der Schuster eifrig, „und ächter Vortorfer, selbst getrotet. Doch leget erst ab. Daß Ihr Euch aber auch selber schleppet mit der schweren Last. Gott, was Sachen! Und hier ist der Aepfelwein.“

Der Hinkende legte seine Last auf die Ofenbank nieder, dann setzte er den feineren Krug an den Mund, und nachdem er ihn nach und nach bis in eine horizontale Lage erhoben hatte, ließ er ihn mit einem Seufzer des Behagens wieder sinken. „Ah, das hat geschmeckt; dank Euch, Bernhard. Warum ich mich mit diesem Pack schleppe, fragt Ihr? Meinest Ihr, das hätte ich von einem Andern tragen lassen? Sehet, ein Kalendermacher, wie ich, hat wenig Sonnen- und Freudentage; heute aber ist einer, und wäre der Pack noch einmal so schwer, ich hätte ihn mit Freuden getragen wie ein Federkissen. Hat sich was zu schleppen, ja wohl. Sind sie da?“

„Freilich, Hinkender, draußen im Garten.“

„Und sie wissen nichts?“

„Keine Spur.“

„So ist's recht. Und nun rufet den Schneider herüber, er soll uns helfen.“

„He, Gambel! Krummer Hans!“ schrie der Schuster zum Fenster hinaus.

„Hierr!“ krächzte der Schneider und stand in der nächsten Minute im Zimmer. „Grüß Gott, Hinkender! Pasques-dieu! wie freue ich mich für die gute Frau. Und da, Ihr auch mich in den Kalender gebracht, und noch dazu mit Abbildung — Tête-bleu, das vergesse ich Euch nicht. Wenn Ihr einmal etwas zu flicken habt, dort drüben ist mein Atelier.“

Der Hinkende lachte. „Braucht's nicht, Meister Gambel, hab' genug gute Freunde, die sich freuen, wenn sie mir etwas am Beag flicken können. Aber jetzt kommt und helfet mir die Sachen ordnen. Da stellet den Tisch in die Mitte. So. Habt Ihr keinen Leuchter im Haus?“

„Nur einen einzigen, und den hat die Gretel mitgenommen“, sagte der Schuster kleinlaut.

„Thut nichts. Hählet ein Duzend Kartoffeln aus und steckt diese Stearinlichter hinein, denn es muß hell sein wie bei einer Christbekehrung. Und nun packet aus.“

Das ließ sich der Schneider nicht zweimal sagen, denn er hatte schon lange mit dem Büchsenanzug auf der Ofenbank geliebäugelt, und Pack um Pack zog er aus seiner Umhüllung und legte ihn auf den Tisch und bei jedem erfolgte ein „Pasques-dieu“, oder „Tête-bleu“ oder „Mort-dieu“.

„Nur langsam“, beschwichtigte der Hinkende, „eins um's andere. Ich habe Alles mit Zetteln versehen. Hier ein Stück Wollentuch für Winterkleider, es kommt aus Bremen. Hier ein Stück Leinwand von Bielefeld. Hier Wolle für Strümpfe, Halstücher für die Mädchen, Schuhe für die Buben. Ob sie passen, weiß ich nicht, der Schuster, der sie schickt, hat das Maß nach den Bildern im Kalender genommen. Hier Spielsachen, Schiefertafeln, Schreibhefte, Bleistifte und Federn. Hier Spielzeug für die Kinder und Lebstüchen. Da, Schneider, da ist etwas für Euch, sie kommen aus Lübeck und sind extra für Euch bestimmt.“ Der Hinkende schob dem Schneider ein Bündel Cigaretten hin. „Tête-bleu“, rief der Schneider, „extra für mich, und aus Lübeck? Also kennen sie mich in Lübeck auch?“

„Freilich“, lachte der Hinkende, „durch den Kalender seid Ihr jetzt überall bekannt, bis in die Türkei, bis nach Amerika hinein, Ihr seid jetzt ein berühmter Mann.“

Der Schneider machte einen Böcksprung, daß er fast an die Decke stieß. „Pasques-dieu! bis nach Amerika hinein!“ Dann setzte er sich auf die Ofenbank und schickte sich an zu heulen.

„Seid kein Esel, Hans, was heult Ihr denn?“

„Vor Freude, Hinkender, vor Freude!“

Der Schuster hatte schweigend den mit Geschenken beladenen Tisch angefaßt, jetzt aber nahm er des Hinkenden Faust in seine beiden Hände und drückte sie an seine Brust und sagte mit bewegter Stimme: „Und das Alles ist meiner Tochter? Hinkender, was soll ich sagen, ich weiß nicht?“

„Nichts sollt Ihr sagen, das Maul sollt Ihr halten. Und jetzt, jetzt kommt die Hauptsache“, und der Hinkende schüttelte seinen Geldgurt auf den Tisch, daß eine Menge glänzender Gold- und Silbermünzen und schwere Rollen heraus fielen. „Mehr als dreitausend fünfshundert Gulden“, jubelte er. „Ist das nicht auch eines der Wunder, wie sie der liebe Gott heutzutage macht?“

Der Schneider auf der Ofenbank brach jetzt in ein wirkliches Geheul aus, der Schuster drehte sich nach dem Fenster um und fing an sich heftig zu schneuzen und selbst dem Hinkenden wollte es ansfangen, ein wenig kurios zu werden.

„Na, machet nur keine Dumtheiten“, brummte er, „was ist denn da zu flennen? Ich hab's in lauter neue preußische Thaler und Gold eingewechselt, denn ich habe gefunden, daß man so bei den süddeutschen Bauern am besten Sympathieen für Norddeutschland wecken kann. He, seid Ihr für den Nordbund, Schneider?“ Der Hinkende mußte einen Spaß machen, um seine eigene Nüchternung zu verbergen.

„Mit Leib und Seele“, heulte und lachte der Schneider durcheinander, „mit Leib und Seele! Tête-bleu! wenn's der Bismarck haben will, ich trete in den Nordbund, wie ich gehe und stehe!“

Der Schuster hatte sich wieder gefaßt und mußte selber lachen über des Schneiders bismarckischen Enthusiasmus.

„Ihr habt natürlich als Vater dafür zu sorgen“, fuhr der Hinkende fort, „daß das Geld für die Familie sicher angelegt wird. Und nun zugedeckt mit einem Tischstuche, und so sollen sie denn jetzt hereinkommen, in Gottes Namen.“

Illustrationen zu deutschen Dichtern.



„Nur eins, um Lebens oder Sterbens willen
Bitt ich mir ein paar Beilen aus!“
„Auch was Geschriebnes forderst du, Pedant?
Hast du noch keinen Mann, nicht Mannes Wort
gekant?“
Göthe im „Faust.“



„Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage
Bis das Fenster klang.“

Schiller im „Mitter Toggenburg.“

Der Hinfende hat Unglück.

Wenn's ein Kalenderschreiber einmal bis zum Märtyrer gebracht hat, dann hat er mit seinem Kalender gewonnenes Spiel, und so ein Wischen Märtyrertum ist eine bessere Reclame und auch eine wohlfeilere als die vielen kostbaren Zeitungsreclamen, die in der Regel unmittelbar unter dem Hoffschén Malz-Extrakt abgedruckt werden. Bis jetzt freilich hat der Hinfende mit seinem Märtyrertum wenig Glück. Zwar im Badischen, da geht es noch an, da wird er von den Ultra-Demokraten ein preussischer von Bismarck bezahlter Emissär geschimpft und von den Schwarzen auf der Kanzel und im Reichstuhl behandelt, auch in Preußen hat er einiges Glück gehabt und ist in Königsberg, Pippstadt und andern Orten confiscirt worden, was er immerhin auf 200,000 Stück Mehrabsatz rechnen kann. Aber bis zum Einsperren hat er es doch noch nicht gebracht, und doch wäre jede Woche Cachot bei Wasser und Brod 50,000 Gremblare werth. In Münster wäre es ihm keinade geclückt, da haben sie den Buchhändler zu 7 Tagen Gefängniß und 5 Thaler Strafe verdammt. Es ist zwar nicht viel, aber der Hinfende wäre für den Anfang auch mit dieser Klei-

nigkeit zufrieden gewesen, da machte ihm der undankbare Buchhändler einen Strich durch die Rechnung, ergreift den Recurs, und der Staatsanwalt, dessen Geschäft es doch eigentlich gewesen wäre, den Hinfenden oder dessen Stellvertreter einstecken zu lassen, trägt selbst auf Freisprechung an, denn er habe die Anklage nur „mit Widerstreben“ und zwar nur auf wiederholten Befehl erhoben, und er finde in dem Kalender durchaus keine Verspottung der katholischen Religion, sondern nur eine scharfe Satyre auf deren Auswüchse. So wars also diesmal wieder nichts. Die Hoffnung aber hat der Hinfende doch noch nicht aufgegeben.

Allerlei.

Erst dann, wenn man die Dankbarkeit von Mensch und Thier ermisht
Sieht man, daß zwischen Mensch und Thier wirklich ein Abstand ist.

Nicht wahr, der Kasse schmeckt recht fein,
Frug mich die gnäd'ge Frau.
Gewiß, so fiel ich eifrig ein,
Er schmeckt wie Himmelssthan,